

BESPRECHUNGEN

Úr és paraszt a magyar élet egységében (Herr und Bauer in der Einheit des ungarischen Lebens). Redigiert von ALEXANDER ECKHARDT, Budapest, 1941. 222 S. 8°.

Die neue europäische volkhafter Bewegung läßt ihre Wirkung seit nahezu einem Jahrzehnt in Ungarn fühlen. Das Literatur-, Kunst-, Gesellschafts-, politisches und wissenschaftliches Leben Ungarns widerhallt Tag für Tag von Debatten über das Volkhafte. Es wird viel über die allgemein europäischen Fragen der Begriffe, die sich an das Volk knüpfen, gesprochen, doch selbstverständlich sind die hauptsächlichsten Gegenstände unseres Interesses: die ungarischen Eigenartigkeiten der volkhaften Ideologie. Die verzweigte Problematik der Bewegung und die vielseitige Beleuchtung der damit zusammenhängenden Erscheinungen erschwert es außerordentlich, die reichen ideellen Ergebnisse aufmerksam zu verfolgen, so daß es von Zeit zu Zeit notwendig wird, ein übersehbares Bild zu zeichnen. Auch die vorliegende Arbeit steht im Dienste dieses Zweckes. Sie soll im Namen der wissenschaftlichen Anschauung auf die Fragen, die in der Öffentlichkeit tagtäglich aufgeworfen werden, und die die tiefsten Probleme unseres Lebens berühren, eine Antwort geben: wo ist die Grundlage des ungarischen Lebens, auf die sich die nationale Vergangenheit aufbaute, und auf die sich die Zukunft aufbauen wird? Liegt sie in der hohen oder in der tiefen Kultur? In der geschichtlichen, „adeligen“ oder in der „bäuerlichen“ Kultur? Um über diese Fragen einen Aufschluß zu geben, veröffentlicht das Wissenschaftliche Institut für Ungarum-Forschungen an der Universität Budapest seine im Herbst 1940 gehaltenen Vorträge, die Studien acht hervorragender Fachmänner. Das Wesen der neuen ungarischen Volkhaftigkeit erläutert Desider Keresztúry. Er stellt fest, daß diese Bewegung nicht eine charakteristische Richtung der literarischen Mode ist, sondern eine gesellschaftliche und nationale Gärung, die ständig wächst und eine Lösung sucht. Ihr Aufbau, ihre Wertordnung, die Rolle, die sie im allgemeinen Denken und in der Politik spielt, ist von der der Aufklärung, der Romantik oder der Bewegungen des

Jahrhundertendes gänzlich verschieden; die heutige Volkhaftigkeit ist das Leben des Volkes, sein sozialer und kultureller Zustand, seine Überlieferungen und seine Ethik, kurzum das aktive Interesse für die ganze Welt des Volkes. Ihr Ziel aber ist: die Förderung der blutlicher und geistigen Wiedergeburt des Ungartums. Den sozialgeschichtlichen Hintergrund dieser Bestrebungen, die geschichtliche Rolle des Adels und des Bauerntums zeichnen Stefan Sinkovics und Stefan Szabó. Aus ihrem Abriß (*Nemesség és parasztság Werböczi elött és után* — Adel und Bauerntum vor und nach Werböczi) erfahren wir, daß der ungarische Adel und das ungarische Bauerntum zwei Zweige des ungarischen Stammes sind, die, obwohl sie im Laufe der Geschichte fremde Elemente als Zuwachs erhielten, die völkische Persönlichkeit des Ungartums im Wesentlichen doch bewahrten. Das große geschichtliche Werk des Adels ist der Ausbau und die Erhaltung der politischen Macht der Nation. Neben ihm kam dem Bauerntum die Aufgabe der unverrückbaren, tief verwurzelten völkischen Kraft, des Nährbodens zu. So ergänzten sich Adel und Bauerntum als Teile eines einzigen organischen Körpers. Die geographischen Beziehungen unserer Frage werden von Tibor Mendöl in seinem *Falu és város* (Dorf und Stadt) betitelten Aufsatz erörtert. Er erschließt mit der Methode der geschichtlichen Geographie die landschaftsformende Tätigkeit des Ungartums, das sich in dem landschaftlichen Antlitz unseres Landes zeigt, sowie die Entstehung und Bildung der ungarischen Kulturlandschaften. Er stellt die ungarische Landschaft mit künstlerischer Darstellung durch ihre Dörfer und Städte vor Augen, von der Landnahme angefangen, über den Rückgang in der Türkenzeit und die Wiedergeburt im XVIII. Jahrhundert bis an die Gegenwart. Besonders wertvoll ist seine Beschreibung der in mehreren Spielarten erscheinenden Stadt der ungarischen Landschaft. Sehr lehrreich sind auch die volkskundlichen Ergebnisse. Alexander Bálint beweist in einem gut gearbeiteten Abschnitt der geistigen Volkskunde (*Liturgia és néphit* — Liturgie und Volksglaube), daß die christliche Lebensform unsere national-völkische Individualität nicht verminderte, sondern im Gegenteil das wunderbare Aufblühen der ungarischen Volkskultur, ihre allgemeine Bereicherung förderte. Karl Viski stellt auf dem Gebiet der gegenständlichen Ethnographie fest, daß die adelige und bäuerliche Kultur bloß theoretisch zwei Extreme bilden, unsere lebendige stoffliche Kultur fügt sich aus dem Ineinanderfließen der Schichten zusammen. Die Erscheinungen einer von oben nach unten und einer von unten nach oben gehenden Strömung sind in den volkskundlichen Denkmälern ebenso zu beobachten, wie in den literarischen. Aus der Debatte über volkhafte und urbane Literatur zieht Julius Ortutay die Ergebnisse (*Népköltészet és műköltészet* — Volksdichtung und Kunstdichtung). Er analysiert die Dichtungsarten Volksballade, Märchen und Volkslied, und stellt fest, daß die von oben in die Welt der Volksdichtung kommende

Einwirkung immer in einer Neugestaltung zum Ausdruck kommt. Umgekehrt übt auch die Volkskunst eine ebensolche befruchtende Wirkung auf die Kunstdichtung, auf ihre Ausdrucksformen, Kunstgattungen, Themen und Formenelemente aus. Zu den selben Ergebnissen kommt auch Zoltán Kodály, der in ganz Europa bekannte Tondichter und Volksliedsammler bei der Untersuchung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Volksmusik und Kunstmusik.

Die vorliegenden Aufsätze stellen also einmütig fest, daß die unteren und oberen Schichten der ungarischen Kultur in ständigem Kreislauf leben; bald kommt der nährende Saft von unten, bald kommt die befruchtende Anregung von oben, ja die beiden Kulturen fließen sogar in eine Einheit zusammen, in die große Einheit der ungarischen nationalen Kultur.

E. Berlász.

PUKANSZKY BÉLA: *Német polgárság magyar földön* (Deutsches Städtebürgertum in Ungarn). Budapest, o. J. (1940), 8°. 217 S.

Kein anderer, als B. P u k á n s z k y, ist mehr berufen dazu, über den Gesinnungswandel des ungarländischen deutschen Städtebürgertums zusammenfassend zu berichten. Der Verfasser, dem wir außer zahlreichen Aufsätzen auch eine *Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn* (Münster i. W., 1931) verdanken, behandelt in seinem neuen Buche auf Grund literarischer Zeugnisse und Selbstbekenntnisse das Verhältnis des ungarländischen deutschen Städtebürgertums zur ungarischen Staatsidee. P u k á n s z k y beginnt seine Betrachtung um das Jahr 1760, als sich das ungarländische Deutschtum, wohl unter dem Einfluß des allmählich emporkeimenden ungarischen Nationalismus, zum erstenmal geschlossen die Frage nach dem Verhältnis zum ungarischen Vaterland stellt, obwohl er selbst damit im reinen ist, daß die ersten Ansätze eines deutschungarischen Bewußtseins um mehr als ein Jahrhundert zurückverlegt werden können. P u k á n s z k y schließt diese Ansätze als einzelne, nicht zusammenhängende Fälle aus. Doch meinen wir, daß diese Ansätze heute nur deswegen als Einzelfälle erscheinen, weil wir zur Zeit noch nicht in der Lage sind, sämtliche Quellen, die von den Anfängen eines deutschungarischen Bewußtseins zeugen könnten, zu überblicken (die Siebenbürger Sachsen gingen ihre eigenen Wege, sie scheiden aus der Betrachtung ebenfalls aus). Wenn man in Betracht zieht, daß die einheitliche Benennung des ungarländischen Deutschtums („Deutschungarn“) bereits 1641 auftaucht (vgl. hierzu B. Pukánszky: *Deutschungar*, DUHBl. III, S. 81. ff.), so steht die Annahme nahe, daß auch die obenerwähnten Einzelfälle vermehrt und einmal vielleicht zu einem synthetischen Bild zusammengefaßt werden können. In diesem Zusammenhange möchten wir sofort auf ein bisher unbeachtetes Dokument hinweisen.

Der aus Elsaß gebürtige, aus Wien übersiedelte evangelische Prediger in Sopron (Ödenburg), Johann Konrad B a r t h hielt am Georgentag (24. April) 1670, vor der alljährlich stattfindenden Bürgermeister- und Magistratswahl der Stadt Ödenburg eine Predigt, die noch im selben Jahr in Pozsony (Preßburg) im Druck erschien (*Oedenburgisches Rath-Haus*, Preßburg, 1670). Die Predigt ist eigentlich eine Auslegung der Aufschriften, die die sinnbildlichen Gemälde des alten Ödenburger Rathauses zierten. Sie schienen B a r t h dazu geeignet zu sein, der bevorstehenden Bürgermeister- und Magistratswahl die entsprechende Stimmung zu geben und eben darin kommt den Ausführungen des Predigers, der sich mit der Tochter eines vornehmen Ödenburger Magistrats-herrn vermählte, erhöhte Bedeutung zu: „*Seyd doch auch so gesinnet, alle Ihr, denen Gott zeitliche Mittel an die Hand gegeben, unsern Schulen insonderheit damit behülflich zu seyn; Nicht der Deutsch- und Lateinischen allein, sondern fürnemlich der Ungarischen... Sind nicht auch wir meisthenteils Außländer in dieser Stadt, dahin wir aber nicht wieder Willen mit Gewalt geführt, sondern von Bequemlichkeit des Ortes gelocket sind: Wir wohnen am besten Ort, und essen recht das Marck im Lande. Undanckbare, wann wir es nicht erkennen!... Thäten da nicht wir Frembdlinge ein grosses Unrecht an den Kindern deß Landes, wann wir, die wir hier geniessen der Fettigkeit der Erden, und haben Korn und Weins die Fülle|Gen. 27|28|, nicht auch ihnen behülflich wären mit eben den zeitlichen Gutern, die wir in ihrem Lande empfangen*“. B a r t h verkündet im wesentlichen dieselben Ideen, die ein Jahrhundert später die Anhänger des Staatspatriotismus entzücken werden; für ihn ist der Staat bereits der Inbegriff von Vaterland und Nation, er betont schon das ungarische Gepräge, das erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts zum Durchbruch kommt.

Bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts dauert die Zeit des staatspatriotischen Denkens. Die Völker des Staates leben als Mitglieder gleichen Ranges einer und derselben „Nation“ in der ganzen Monarchie. Als aber am Ende des XVIII. Jahrhunderts der ungarische Nationalismus erwacht, ändert sich diese Gleichstellung der Völker in der östlichen Reichshälfte zugunsten des Ungartums. Der aufgeklärte Patriot wird zum aufgeklärten Ungarn und das Deutschtum ringt sich vom Staatspatriotismus zum partiellen Patriotismus durch. P u k á n s z k y ist hier, ebenso wie an anderen Stellen des Buches, bestrebt, die psychologischen Gründe des Gesinnungswandels neben den geistesgeschichtlichen zu erhellen, was den Ausführungen besonders zugute kommt.

Der Kulturdienst des Deutschtums gilt von nunmehr dem „ungarischen Vaterland“. Da bilden sich jene Typen heraus, die in der Zukunft das Verhältnis zwischen dem ungarländischen Deutschtum und dem Ungartum bestimmen werden. P u k á n s z k y arbeitet drei Typen heraus. Sie können heute kurzerhand als assimilationsfähige, kompromißfähige und bewußte Deutsche erkannt werden.

Dem ersten Typ, dem assimilationsfähigen Deutschen sind 3 Kapiteln gewidmet. Die nationalen Reformbestrebungen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die Revolution von 1848/49 und Ungarns Aufstieg nach dem Ausgleich von 1867 bestimmen die drei Stufen, die dieser Typ von der Sympathie für ungarische Sprache und Kultur zur vollständigen Assimilation durchmachte. P u k á n s z k y versteht es zu schildern, wie aus dem *literarischen* Erlebnis der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts mit der Revolution ein *politisches* Bekenntnis wird, das durch die absolutistische Zeit nach der Niederwerfung des Freiheitskrieges nur noch vertieft werden konnte. Diese Vertiefung bekam dann mit dem Ausgleich einen *sozialen* Sinn: das Deutschtum ging gleichzeitig mit seinem gesellschaftlichen Aufstieg im Ungarntum auf. Die Wesenszüge dieses Vorganges waren bereits bekannt, die psychologischen Gründe desselben wurden aber von wenigen Forschern erwogen. Heute übersieht man gerne, daß nach wie vor der Revolution der Anschluß an die Idee des ungarischen Nationalstaates für das Deutschtum, der Wiener Zensur zu Trotz, den Anspruch auf Fortschritt, Freiheit und Bildung bedeutete, und möchte das Verhalten des ungarländischen Deutschtums gerne als eine Legende (vgl. H. J. Beyer: *Die Rolle der Deutschen bei den ostmitteleuropäischen Revolutionen des 19. Jhs.* Deutsche Volksforschung, III, 29. ff.) oder als eine „Bauernverdummung“ (Michael Kausch: *Das Deutschtum Südungarns und die ungarische Revolution 1848/49.* Volk im Osten, Juliheft 1941) betrachten. Wir haben einmal bereits hingewiesen (Donauropa, Januarheft 1942), daß z. B. in Südungarn beim Anschluß des Deutschtums an das Ungarntum auch staatsrechtliche und konfessionelle Gründe mitgespielt haben. Es ist falsch, die Einstellung zu dieser Frage aus heutigen Verhältnissen ableiten zu wollen. Dasselbe gilt auch für die Zeit nach 1867. Hat Julius von Farkas im *Freiheitskampf des ungarischen Geistes 1867—1914* (Berlin, 1940) die Frage der Assimilation von der Seite des Ungarntums betrachtet, so erfährt sie bei P u k á n s z k y vom Standpunkte des Deutschtums ihre Darstellung. Hiebei stellt es sich heraus, daß die Assimilation in dieser Zeit nicht nur durch den gesellschaftlichen Aufstieg, sondern auch durch die Angriffe des deutschen Schulvereins beschleunigt wurde. Die letzteren hatten dann den entscheidenden Stoß zur völligen Assimilation dieses Types gegeben und hatten dazu noch den negativen Erfolg, daß sie eine gewisse deutschfeindliche Stimmung in den Herzen hinterließen.

Viel verschwommener ist die Gestalt des Kompromißdeutschen. Er vertritt die wahre Lebensform des Biedermeiers und änderte sich seit 1830 im Wesentlichen nicht viel. Nur die Verhältnisse, die Umwelt änderten sich und verminderten ihm die Möglichkeit einer Lebensgestaltung immer mehr. Er ist bei P u k á n s z k y auch typologisch trefflich geschildert.

Der deutsche Leser wird heute gewiß den beiden letzten Kapiteln über den bewußten Deutschen das größte Interesse entgegenbringen. Die Entwicklung führt von Eduard Glatz über Edmund Steinacker an Jakob Bleyer. Die neueste deutsche Forschung bemühte sich eben um diese drei größten Gestalten der ungarländischen deutschen Bewegung. Die Arbeiten von Karl Hans Ertl (*Eduard Glatz*. München, 1940) und von Barbara Groneweg (*Die Anfänge der volkspolitischen Arbeit Edmund Steinackers*. München, 1941), sowie die *Lebenserinnerungen Steinackers* (München, 1937) behandeln die Tätigkeit der beiden ersten in ausführlicher Weise. Sie werden bei Pukánszky mit sicherer Hand in die Geschichte der ungarländischen deutschen Bewegung gestellt, die eben in unseren Tagen in eine neue Periode trat. Mit Bleyer bekam das ungarländische Deutschtum zum erstenmal einen Führer aus dem Bauernstand und damit ging die Zukunft des ungarländischen Deutschtums in die Hände des Bauerntums über.

K. Mollay.

MAJA DEPNER: *Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg*. Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens während des Dreißigjährigen Krieges (Schriftenreihe der Stadt der Auslandsdeutschen. Hrsg. in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut) Stuttgart, 1938. 331 S. 8°.

Die Arbeit Depners stellte sich zur Aufgabe, die Bedeutung des siebenbürgischen Fürstentums des XVII. Jahrhunderts, sowohl vom Standpunkte der ungarischen, als auch der gesamteuropäischen Geschichte zu untersuchen. Das Werk überragt weit alle anderen von nicht ungarischen Autoren über die ungarische Vergangenheit herausgegebenen Studien. Mit großem sachlichem Wissen und weitem Gesichtskreise unternimmt es die Verfasserin die weltgeschichtliche Bedeutung des Kampfes der Ungarn gegen das Haus Habsburg mitten des gährenden Europa des XVII. Jahrhunderts zu schildern. Wenn sich auch die Gesichtspunkte nicht immer mit jenen der ungarischen Geschichtsschreibung decken und die Verfasserin oft zu anderen Ergebnissen gelangt, so liegt doch eben hierin der ganz besondere Wert ihrer Arbeit. Da sich die Betrachtung der ungarischen Geschichte von oben und außen auf dieselbe richtet, muß sie selbstverständlich auch anderes sehen, als der ungarische Historiker, der eben dieselben Ereignisse von innen und unten zu erforschen trachtet. Im Folgenden sei nun der Gedankengang der Verfasserin kurz geschildert.

Siebenbürgens selbständiges staatliches Leben begann mit der Aufteilung Ungarns in drei Teile, also mit der Eroberung Ofens durch die Türken. In den ersten Jahrzehnten war diese Selbständigkeit lediglich eine scheinbare, da sie sich nicht aus innerer Notwendigkeit heraus entwickelte, sondern durch türkischen Machtspruch zustande kam. Auf derartigem Machtspruch allein aber kann ein selbständiger Staat nicht aufgebaut werden. So blieb Siebenbürgen bis zum Ende

des XVI. Jahrhunderts lediglich ein Geschöpf der türkischen Politik, und konnte sich insoweit es sich von der türkischen Bevormundung nicht freimachte, zu selbständiger, europäischer Bedeutung und Rolle nicht erheben. Dies wurde erst im XVII. Jahrhundert erreicht. Einerseits, da innere Schwäche das türkische Reich verhinderte, sich in die inneren Angelegenheiten Siebenbürgens einzumischen, andererseits aber dadurch, daß Stefan Bocskai dem siebenbürgischen Fürstentum im Wiener Frieden von 1606 ein bestimmtes Ziel und einen politischen Zweck setzte.

Siebenbürgen — als Frucht der türkischen Politik — mußte seit dem ersten Augenblick seiner staatlichen Existenz ein Gegner der Habsburger sein. Dieser, vorerst nur von außen auferzwungene, politische Gegensatz wurde zur inneren Notwendigkeit, als Siebenbürgen das Erbe des zusammengebrochenen Ungarn antrat und Bocskai als dessen Fürst dem Staate zum Ziele setzte, „der vergewaltigten ungarischen Nation ihre verlorene Staatlichkeit zurückzugeben, d. h. einen neuen ungarischen Staat aus den Trümmern des alten aufzubauen.“ Dieser Leitgedanke fand seine Verkörperung in dem Fürsten Gabriel Bethlen. Von Siebenbürgen ausgehend, wollte er den neuen ungarischen Staat schaffen, „es war dies das Größte, was er je gedacht hatte und gleichzeitig das Größte, was von Siebenbürgen aus gedacht werden konnte.“ Dieses neue Ungarn konnte aber erst wiedererstehen, wenn es vorher gelang, die militärische Machtstellung des, die Krone des heiligen Stefans tragenden Hauses Habsburg im Lande selbst zu brechen. Daher hatte Bethlen dreimal gegen das Haus Habsburg zu den Waffen gegriffen, seine politischen Pläne mit erstaunlicher Aktivität und Umsicht gesponnen, ja, sich sogar noch auf dem Totenbette um die Zustandbringung eines neuen Bundes gegen den Kaiser bemüht.

Schon hieraus folgt, daß die habsburgisch-katholische Geschichtsauffassung ein vollständig falsches Bild Bethlens gab, wenn sie denselben lediglich als verschlagenen Streber darstellt, der kein anderes Ziel gekannt habe, als die Vermehrung der eigenen Macht. Ebenso unrichtig ist aber auch jene andere Auffassung, die in ihm lediglich den Vorkämpfer des Protestantismus in Südosteuropa sehen möchte. Selbstverständlich ist, daß Bethlen auch um die Erweiterung seiner eigenen Machtstellung kämpfte, richtig auch, daß er an der Spitze der Protestanten gegen das katholische Habsburg ins Feld gezogen war, all dies aber nur insoweit, als er dies hinsichtlich des im Interesse des Ungartums auszufechtenden Kampfes für notwendig erachtete. Schließlich und endlich hätte er ja einen neuen Staat ohne entsprechende Machtstellung nicht aufbauen, bzw. in der Zukunft nicht schützen können, gegen Habsburg aber hätte er sicherlich keine bessere Waffe finden können, als die Propagierung der Gewissens- und Glaubensfreiheit.

Bethlen führte daher seinen Kampf — sagt Depner weiter — in erster Linie nicht der Glaubensfreiheit wegen, ja waren seine Ziele überhaupt nicht unlösbar mit irgend einer Konfession verbunden. Dies wurde besonders im Jahre 1625 offenbar als er, enttäuscht durch die leeren Versprechungen der protestantischen Staaten, bereit

gewesen wäre, sich auf die Seite des Kaisers zu stellen, falls dieser ihn mit der Würde eines Reichsverwesers ganz Ungarns bekleidet hätte. Im Interesse seiner weiter gesteckten Pläne wäre er sicherlich nicht davor zurückgeschreckt, den Protestantismus als Grundlage seiner bisherigen Politik aufzugeben. Eben hierin aber zeigt sich seine, alle Zeitgenossen überragende, staatsmännische Größe, daß er eine strenge Scheidelinie zu ziehen wußte zwischen Politik und Weltanschauung.

Trotzdem leistete Bethlen auch der Sache des europäischen Protestantismus manchen Dienst. Eben dadurch, daß er den Kampf um den neuen ungarischen Staat in das dreißigjährige Ringen der Großmächte einzufügen wußte, erhob er selbst sich zu europäischer Bedeutung. Sein weiter staatsmännischer Blick umfaßte die gesamte europäische Lage und er vergaß niemals, daß sein Kampf nur ein Teil jener, allgemeinen Auflehnung gegen das Haus Habsburg sei, daß sohin auch sein Schicksal, auf Leben und Tod, mit dem Geschehen jener Nationen verbunden sei, die gegen den Kaiser in die Schranken traten. So ist es denn die Tragik seines Lebens, daß das protestantische Europa damals noch nicht zu dem Bewußtsein der innigen Verbundenheit der siebenbürgischen ungarischen mit der protestantischen Politik ganz Europas gekommen war. Erst nach seinem Tode brach sich in den großen europäischen Staaten das Verständnis jenes großen, gegen Habsburg gerichteten Ringens Bahn. Die Früchte des Kampfes, den er aus eigenen Kräften begonnen hatte, fielen aber der Sache des Protestantismus zu. Nach Depners Ansicht rettete er sogar in den Jahren 1621 und 1626 dieser Bewegung das Leben. Indem so Bethlen auf eigenen Wegen ging, gestaltete er Siebenbürgens geschichtliche Bedeutung und Rolle nicht nur allein zu einer ungarischen, sondern zu einer ganz allgemein europäischen.

Bethlen konnte in dem um ein modernes Europa sich entwickelnden Ringen, seinem gegen Habsburg geführten Kampfe, ein großes geistiges Ideal als Ziel setzen. Mit dem Tode Gustav Adolfs verlor dieser Kampf jedoch seinen geistigen Inhalt. Nicht mehr die protestantischen Staaten, sondern das katholische Frankreich stand nunmehr an der Spitze der Front gegen Habsburg, daher auch das Ringen jetzt um die Hegemonie Frankreichs ging. Damit aber erfuhr auch die Bedeutung, die bis dahin der Teilnahme Siebenbürgens zukam, eine wesentliche Änderung. Keiner der protestantischen Teilnehmer führte mehr seine Waffen im Namen der Gewissensfreiheit, sondern sie bildeten nunmehr einzelne Glieder jener Kette, die Richelieu als Fessel Habsburgs gedacht hatte. Die französische Diplomatie verstand es ganz außerordentlich, die einzelnen protestantischen Völker Europas von ihren ursprünglichen nationalen Zielen abzulenken und sie, ebenso wie Siebenbürgen, in den Dienst der eigenen Sache zu stellen. Gelegentlich des Feldzuges, den Bethlens Nachfolger, Fürst Georg Rákóczi I., im Jahre 1644—45 führte, vermischen wir schon das Ziel eines selbständigen ungarischen Staates. Obwohl auch er für die Glaubensfreiheit in Ungarn kämpfte, war er doch schon zu einer Puppe in der Hand der französischen Interessen geworden, die man jeweils,

nach Nutzen und Gefallen, unterstützte oder fallen ließ. Selbständige Ziele gab es für ihn schon keine mehr.

Trotzdem war gerade damals die europäische Bedeutung Siebenbürgens vielleicht noch größer als zur Zeit Bethlens. Westeuropa war nämlich niemals im Stande gewesen, den Kampf gegen den Kaiser allein zu führen, sondern hatte immer eines östlichen Bundesgenossens bedurft, welcher dem Kaiser im gegebenen Augenblicke in den Rücken zu fallen hatte. Im XVI. Jahrhundert war dies die Aufgabe des Türkischen Reiches gewesen, vom XVIII. Jahrhundert an fiel diese Rolle Rußland zu. Im Zeitalter Richelieu's und Ludwig XIV. hatte sich die Pforte zu solcher Zusammenarbeit nicht mehr, das zaristische Rußland jedoch noch nicht bereit gefunden. Da wandte die französische Diplomatie ihren Blick Siebenbürgen zu, und von dieser Zeit bis zum Jahre 1711, der Niederschlagung des Freiheitskampfes Franz Rákóczi's II., lassen sich die Spuren der Zusammenarbeit zwischen den ungarischen Unzufriedenen und dem französischen Hofe von Schritt auf Tritt verfolgen. Siebenbürgens ungarische Sendung hatte ihren Gehalt verloren, und seine Politik geriet immer mehr in das Fahrwasser der französischen Interessen.

Unter Georg Rákóczi wurde Siebenbürgen Selbstzweck und hatte so den sittlichen Gehalt seines selbständigen staatlichen Lebens verloren. „Er wurde unsittlich im Sinne Treitschke's, so wie jeder Kleinstaat unsittlich sein muß, der seinen Zweck in sich selber trägt.“ Als Siebenbürgen im Jahre 1648 am westfälischen Friedensschlusse teilnahm, hatte es den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits längst überschritten, ein halbes Jahrhundert später bestand es sogar nicht mehr. Es konnte nicht weiter bestehen, da „ihm die sittliche Kraft, die ihm Bocskai eingepflanzt hatte und die unter Bethlen seinen großartigen Aufstieg ermöglicht hatte, unter Rákóczi verloren gegangen war.“

Fraglich ist nur, ob Rákóczi, wenn er auf dem von Bethlen vorgezeichneten Wege weitergeschritten wäre, zum Ziele gelangt wäre? Oder hatte vielleicht auch Bethlen schon sich Unmögliches zum Ziele gesetzt? War die Bestimmung Siebenbürgens, den neuen ungarischen Staat zu errichten, überhaupt eine geschichtlich verwirklichtbare gewesen, bzw. ist im Gegenfalle das Selbständigkeitsbestreben Siebenbürgens geschichtlich gerechtfertigt?

Nach Depners Ansicht war Siebenbürgens politische Zweckbestimmung praktisch undurchführbar; seine Machtmittel hiezu zu beschränkt. Insolange Ofen sich in türkischen Händen befand, war an einen Neuaufbau des ungarischen Staates nicht zu denken; als ersten Schrittes hätte es sohin der Vertreibung der Ungläubigen bedurft. Dies hatte jedoch Bethlen nicht erkannt. Wohl erwog er immer wieder Mittel und Wege die Türken aus den von ihnen besetzten ungarischen Gebieten zu vertreiben, welch' letztere er dem neuen ungarischen Staate wieder einzuverleiben gedachte, aber als Vorbedingung eines Befreiungskampfes gegen die Türken erachtete er die vorherige Vereinigung Siebenbürgens mit dem Königreiche Ungarn für notwendig. — „Er erkannte nicht, daß gerade der umgekehrte Weg zu gehen war. Erst wenn Ofen den Türken entrissen war, konnten Ungarn und

Siebenbürgen wieder in einem staatlichen Gebilde zusammengefaßt werden. Dies ist der Weg, den die geschichtliche Entwicklung tatsächlich gelaufen ist, es war der Weg, der einzig möglich war." Bethlen rechnete auf den unversöhnlichen Hass zwischen Türken und Deutschen und auch darauf, daß wenn er dieselben geschickt gegeneinander ausspiele, er sein Ziel erreichen würde. Vielleicht dachte er, daß die Pforte, von dem durch Sultan Suleiman vorgezeichneten politischen Wege abweichend, ihr Einverständnis zur Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens in einer Hand geben werde. Aber selbst unter der korruptesten Regierung mußte die alte politische Klugheit der Pforte soviel Wirklichkeitssinn bewahren, um zu wissen, daß Bethlen, falls er seine Macht hätte frei entfalten können, ihr erbittertster Feind geworden wäre.

„Was Bethlen für seine Nation gewollt hatte, war groß. Aber am Ende entscheidet nicht, ob das, was gewollt wurde, groß war, sondern ob es auch möglich war. Denn vor dem letzten Urteil der Geschichte ist nur das groß, was auch möglich ist. Was Bethlen aber wollte, war nicht möglich, und darum mußte die Geschichte gegen ihn entscheiden. Der neue ungarische Staat war von Siebenbürgen nicht herzustellen... Darum verliert der siebenbürgische Staat seine Daseinsberechtigung vor dem Urteile der Geschichte.“

Hier geht nun Depners Arbeit zu Ende. Von Bethlen scheidend, widmet sie die letzten Seiten ihres Werkes Nikolaus Esterházy, dem Palatin und großen Staatsmanne des Königreichs Ungarn, und hier deckt sich ihre Ansicht mit jener der ungarischen Königspartei, indem sie dessen Weg als den einzig realen, für Ungarn gangbaren bezeichnet.

Wahrlich hat die Geschichte augenscheinlich Nikolaus Esterházy recht gegeben, denn gegen Ende des XVII. Jahrhunderts gelang es den, durch Kaiser und Papst herbeigerufenen, vereinigten christlichen Heeren das Land von den Türken zu befreien. Unter der Ägide der Habsburger entstand das neue, geeinte Ungarn. Und doch, wenn wir das Geschick der ungarischen Nation genauer, nicht nur von außen her betrachten, und auf die Vergangenheit nicht im Besitze der späteren geschichtlichen Tatsachen zurückblicken, liegen die Dinge bei weitem nicht so einfach. Das Schicksal des im XVI.—XVII. Jahrhundert hilflos zwischen zwei Grossmächten eingezwängten Ungartums kann weder von Gyulafehérvár (Karlsburg), noch von Pozsony (Preßburg) aus richtig beurteilt werden. Eine der schwerwiegendsten Folgen des Verlustes von Ofen war es ja eben gewesen — von anderen abgesehen — daß die Geschicke Ungarns nicht mehr von einem Zentrum aus einheitlich geleitet und überblickt werden konnten. Was eine Lebensbedingung für den an der westlichen Grenze des Landes siedelnden Bewohner schien, mochte für den Ungarn der östlichen Landesteile unter Umständen verhängnisvoll werden. Die Lage Nordwestungarns und Siebenbürgens glichen sich in keiner Weise. In Karlsburg mußte ebenso selbständig gedacht werden, wie in Preßburg, und für die Erhaltung jedes der beiden Landesteile mußte und konnte in jedem entsprechender Weise gesorgt werden. Es ist nur selbstverständlich, daß während der zweihundertjährigen Trennung die Wiedervereinigung der Nation das vor-

nehmste Ziel, nicht nur der siebenbürgischen Fürsten, sondern jedes Politikers und Staatsmannes der ungarischen Nation bilden mußte. Der Umstand aber, daß eben diese Wiedervereinigung der Nation, weder im Laufe des XVI. Jahrhunderts noch auch später, zustandekommen konnte, ist allein dem Hause Habsburg zuzuschreiben, das inmitten seiner, nach dem Westen gerichteten Pläne und imperialen Politik zu tatkräftigem Handeln im Osten nicht zu bewegen war. In Ungarn erblickte man eben nichts anderes als jenen Raum, in welchem der erste und gefährlichste Stoß des türkischen Ansturmes aufzufangen war. Schon vor Bethlen hatten Georg Fráter und später Stefan Bocskai die Arbeit ihres ganzen Lebens daran gesetzt, das gesamte Ungartum unter der Krone des Kaisers zu vereinigen, Habsburg aber hatte die Erstarkung des Ungartums als nicht in seinem Interesse liegend erachtet, weil ein starkes Ungartum eine Behinderung seiner Pläne im Westen bedeutet hätte. Die in Wien und Prag zur Schau getragene Gleichgültigkeit, ja feindselige Haltung, hatte die auf das Kaiserhaus Vertrauenden nicht nur einmal zur Verzweiflung getrieben und mußte in den siebenbürgischen Fürsten sehr selbstverständlicherweise den Wunsch wach werden lassen, selbst das Erbe und die Verbindlichkeiten der ungarischen Könige anzutreten, bzw. zu übernehmen. Im Zeitalter Bocskais und Bethlens war der Weg mit Habsburg für das, seine staatliche Selbständigkeit erstrebende Ungartum ungangbar: diesbezüglich ließen sich Äußerungen der königstreuen ungarischen Patrioten in zahllosen Beispielen anführen. Und wenn Depner die ungarische Geschichte nicht nur von außen betrachten würde, wäre auch sie sicherlich zu der Überzeugung gelangt, daß Kaiser Leopold nicht gegen die Türken zog, um das Ungartum vor weiteren Verwüstungen zu bewahren oder aber einen neuen, starken ungarischen einheitlichen Staat zu errichten. Ihm handelte es sich nicht um die Befreiung des Ungartums, sondern lediglich um jene des ungarischen Gebietes und die ungarische Nation hat, nach zweihundertjährigem Kampfe und unsagbaren Leiden, gewiß nicht ohne Grund, unter der Führung Franz Rákóczi II., die Waffen gegen ihren Befreier und Herrscher erhoben. Eben darin offenbart sich ja die große Tragödie der ungarischen Geschichte, daß der gekrönte König nicht willens war, für Ungarns Sache mit den Waffen in der Hand in den Kampf einzutreten, das siebenbürgische Fürstentum aber zu schwach war, die Erbschaft der ungarischen Könige zu übernehmen.

Im Übrigen war die Errichtung des neuen ungarischen Staates nicht das wichtigste Ziel der siebenbürgischen Politik. Stefan Bocskai, der als erster die Ziele der Politik Siebenbürgens abgesteckt hatte, beurteilte die Kraftverhältnisse viel zu real, als daß er die Möglichkeiten seines Landes überschätzt hätte. Mochte seine Konzeption der Ziele und Zwecke der siebenbürgischen Politik entsagungsvoller sein, so war sie doch viel anpassungsfähiger, zumindest aber ebenso hehren Inhaltes wie jene Bethlens. Seiner Ansicht nach war Siebenbürgen berufen, „dem Wohle und der Erhaltung des zwischen Kaiserreich und Sultanat eingezwängten Ungartums zu dienen“ und, „insolange die ungarische Krone sich in Wien in den Händen einer fremden Nation befand, über dem Schicksale des noch verbliebenen Ungar-

tums zu wachen und dasselbe gegen jeden Angriff seitens des Kaisers zu schützen."¹ Dieser Aufgabe hat Siebenbürgen auch bis zu seinem Ende getreulich entsprochen. Es genügt in dieser Beziehung darauf hinzuweisen, daß wenn Bethlen nicht in die Kämpfe des Jahres 1620 miteingegriffen hätte, den Ungarn eben dasselbe Schicksal zuteil geworden wäre wie dem tschechischen Volke. So aber stand Siebenbürgen auf der Wacht und der Willkür des Kaisers ward an der Landesgrenze Ungarns ein Ziel gesetzt. Wenn wir auch Depners Ansicht über die Existenzberechtigung der kleinen Staaten nicht teilen können, glauben wir doch, daß unter diesem Aspekte das Bestehen des siebenbürgischen Staates — auch im Sinne ihrer Anschauung — nicht als „unsittlich“ bezeichnet werden kann. Bei rein äußerlicher Betrachtung der tausendjährigen Geschichte des ungarischen Staates, mag vielleicht die Rolle Siebenbürgens als kurze Episode weniger Jahrzehnte erscheinen, der im Hinblick auf die Gestaltung der Zukunft Ungarns keine besondere Bedeutung zukam. Aus der inneren Entwicklung heraus aber, und mit ungarischen Augen besehen — und nur dieser Standpunkt kann schließlich und endlich berechtigt sein — ist diese kurze Episode von so großer Bedeutung für Ungarns Zukunft, daß ohne dieselbe es heute vielleicht ein Ungarn überhaupt nicht mehr gäbe.

Depners Betrachtung richtet sich aber nicht auf das Ungartum, nicht einmal auf den ungarischen Staat, sondern auf das ganze Donaubecken, dessen mit allen Mitteln anzustrebende Einigung er als heilige Aufgabe der Deutschen hinstellt und auch für realisierbar hält. In diesem Zusammenhange aber beschäftigt sie die Frage überhaupt nicht, ob denn das Ungartum — wenn es eine solche Einigung des Donaubeckens mit seiner Existenz bezahlen müßte — dieselbe überhaupt für wünschenswert halten würde. Hatten nicht die Habsburger die ungarische Nation vor solch eine Alternative gestellt, daß sie auch das Unmögliche versuchen mußte, ja, im Interesse ihrer Zukunft selbst gegen den eigenen König Stellung nehmen mußte? Depner beweist in genau gruppierten einzelnen Punkten, daß die Habsburger nicht die deutschen nationalen Interessen vertraten, sondern sich stets nur jene der Gesamtmonarchie, des Donaubeckens vor Augen hielten, und tadelt die Ungarn, zum Schaden ihrer eigenen Zukunft und in politischer Kurzsichtigkeit das Schwert gegen Habsburg gezogen zu haben. Hier liegt der Grundfehler der ganzen Betrachtungsweise Depners, indem sie den Gedanken der Gesamtmonarchie für identisch mit dem ungarischen Gedanken hält. Wir sind gerne geneigt ihre Begründung anzunehmen und zu glauben, daß die Habsburger nicht die Repräsentanten des deutschen Gedankens und die Wahrer der deutschen Zukunft waren, doch möge auch sie — indem sie den Dingen nur etwas tiefer auf den Grund geht — glauben, daß Habsburg noch viel weniger der Träger der ungarischen Idee gewesen war.

Auch bezüglich der Magyarisierung der ungarischen Städte kön-

¹ Vgl. Bocskai's Testament in K. Gy. Romy: *Monum. Hungariae*, Pest, 1846, II. S. 322.

nen wir uns der Beweisführung Depners nicht anschließen. Ihrer Ansicht nach hätten die Habsburger das lutheranische deutsche Bürgertum wegen seines Glaubens in jeder nur möglichen Weise verfolgt und in ihrer Kurzsichtigkeit auch politisch dem in immer weiterem Masse katholisierenden ungarischen Adel ausgeliefert, indem sie sich in dem jahrzehntelangen, nationalen Kampfe beider auf die Seite der Katholiken, d. i. der ungarischen Adeligen gestellt hatten. Unter diesem konfessionellen und politischen Drucke hätte dann das deutsche Bürgertum einesteils zum Wanderstabe gegriffen, während der verbleibende Rest der gewaltigen Magyarisierung anheimgefallen wäre. — Erstens, war der Charakter des ganzen Gegensatzes zwischen Adeligen und Bürgerlichen — obwohl selbstverständlich auch nationale Momente in denselben hineinspielen — nicht so sehr ein nationaler als eben ein Ständekampf. Beweis dessen, daß es zu ähnlichen Kämpfen auch im Deutschen Reiche kam und daß auch rein ungarische Städte (z. B. Debrecen) gegen die Adeligen, vor allem gegen die Erweiterung deren Privilegien auftraten. Andererseits hatte aber auch die Magyarisierung der deutschen Städte schon lange vor der Gegenreformation begonnen: Reisenden war beispielsweise schon zu Beginn des XVII. Jahrhunderts die Kinderarmut der deutschen bürgerlichen Familien aufgefallen.² So mußten denn die vereinzelt im weiten Meere ungarischer Volksmassen alleinstehenden deutschen Städte früher oder später verschwinden. Dort aber, wo die betreffende deutsche Stadt von umliegenden deutschen Dörfern umgeben war, blieb auch die Stadt deutsch, wie Sopron (Ödenburg) oder Lőcse (Leutschau). Das seitens Depners des öfteren erwähnte Kassa (Kaschau) war schon 1605 überwiegend ungarisch, sowohl der Bewohnerzahl als auch der Vermögensverteilung nach, wie dies auch Bocatius, der deutsche Stadtrichter, in seinem Tagebuche aufzeichnete.³ Diese Magyarisierung der spärlichen Städte des Oberlandes geschah jedoch nicht infolge Gewaltanwendung oder Mißgunst des Herrscherhauses, sondern war lediglich das Ergebnis eines natürlichen Ablaufes der Dinge; immer und überall waren die Städte die Beute der sie umgebenden Dorfbevölkerung geworden.

Schließlich sei nur noch auf einzelne Bemerkungen der Verfasserin, insbesondere im einführenden Teile ihrer Arbeit, verwiesen, die in nicht näher begründetem Gegensatze zu an anderer Stelle gemachten, in kategorischem Tone vorgetragenen Behauptungen stehen; so z. B., daß das Ungartum niemals staatsschöpferische Kraft besessen hätte, daß Siebenbürgen seine kulturellen Verbindungen an den Westen den deutschen Siedlern verdanke, daß die Ungarn die christlichen Interessen immer an die Türken verraten hätten, usw. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, auf welche Gründe die Verfasserin diese Behauptungen stützt, dies umsomher als sie selbst im weiteren Verlaufe ihres Werkes oft gerade zu gegenteiligen Feststellungen gelangt. (Z. B. indem sie die Jahrhunderte währenden Kriege der Ungarn gegen die Türken aufzählt oder bei der Würdigung der staatsmännischen Größe Beth-

² Hinsichtlich dieser Frage s. Stefan Szabó: *A magyarság életrajza* (Lebensgeschichte des Ungartums) Bp. 1942, Kap. III/2.

³ *Mon. Comititalia Regni Hung.* Bd. XI. S. 374.

lens.) Gerade bei Aufstellung solcher, offensichtlich peinlicher Behauptungen ist es mehr denn je geboten, für dieselben schlüssige Beweise zu erbringen, widrigenfalls derart unappellierbare Urteile nicht sehr überzeugend wirken.

All dies kann jedoch dem großen Werte der Arbeit Depners keinen Abbruch tun, welche Arbeit uns tatsächlich die bisnun weitestgehendste Darstellung der politischen Bestrebungen des Fürstentums Siebenbürgen vermittelte. Die meisterhafte Schilderung des ungarischen und europäischen politischen Hintergrundes der Feldzüge eines Bethlen und Rákóczi werden der Verfasserin immer zur Ehre gereichen. Wir wollen nur hoffen, daß die Verfasserin auch in der Zukunft ihre wertvolle Arbeitskraft in den Dienst der Erforschung der ungarischen Geschichte stelle, aber auch, daß sie gelegentlich weiterer Untersuchungen den inneren, ungarischen Gesichtspunkt eingehenderer Beachtung würdige.

K. Benda.

WALTER SCHÖNE: *Der Aviso des Jahres 1609*. In Faksimiledruck herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. —. Leipzig, 1939. [418] 30 S. 8° *Die Relation des Jahres 1609*. In Faksimiledruck herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. —. Leipzig, 1940. [226] 28 S. 8°

Die Greuelgeschichten der im XVI. und XVII. Jahrhundert erschienenen „Neue Zeitungen“ sind allgemein bekannt. Schon wenige Jahre nach der Erfindung des Buchdruckes kamen derartige Nachrichtenblätter heraus, in welchen wir mit Recht die Vorfahren unserer heutigen Zeitungen erblicken. Dieselben erscheinen jeweils gelegentlich irgendeines außerordentlichen Ereignisses, um dann die betreffende Nachricht, in blutrünstiger Weise, ähnlich den heutigen Detektivgeschichten, um sensationelle Enthüllungen und unerwartete Wendungen bereichert, auf zwei oder vier Blättern, meist unbelastet von irgendwelcher Sachlichkeit, zu bringen. Speziell im Deutschen Reiche wuchs die Zahl derartiger Zeitungen im XVI. Jahrhundert ganz besonders an. Der Rahmen ihrer Berichterstattung richtete sich jeweils nach den aktuellen politischen Ereignissen. So nahmen, besonders im XVI. Jahrhundert, als die Aufmerksamkeit des Kaisers sich in erhöhtem Maße den Türken zuwandte, direkte oder indirekte Berichte über Ungarn und das Ungartum einen immer breiteren Raum ein. Infolge der vorerwähnten Umstände können alle diese Nachrichtenblätter zwar als Quellen für die geschichtliche Forschung nur mit größter Vorsicht verwendet werden, stellen aber umso wertvolleres Material zur Beurteilung sowohl ihrer Verfasser als auch ihres Leserkreises dar. Die herrschenden Vorstellungen über das Ungartum, bzw. die Schilderungen der durch die „Bluthunde“, d. i. die türkischen Truppen verübten Grausamkeiten vermitteln uns in klaren Umrissen das seelische und geistige Antlitz des fern von Krieg und Gefahr dahinlebenden deutschen Bürgers.

Mit Beginn des XVII. Jahrhunderts erscheinen regelmäßige, periodische Berichterstattungen. Dieselben werden nicht mehr planlos, lediglich in Verbindung mit einem oder dem anderen wichtigeren

Ereignisse herausgebracht, sondern innerhalb bestimmter Zeitabschnitte und enthalten Nachrichten aus allen, damals bekannten Ländern der Welt. Sie wenden sich an den gebildeteren Teil der Leser, sind daher nicht auf Sensation ausgerichtet und hinsichtlich ihres Nachrichtenmaterials schon viel verlässlicher, stellen demgemäß auch unschätzbare Quellen der neueren Geschichtsschreibung dar. Eben aus diesem Grunde ist die Faksimile-Ausgabe der ältesten, auf uns gekommenen beiden Wochenblätter, des „Aviso“ und der „Relation“, seitens der Stadt Leipzig, besonders vom Standpunkte der ungarischen Geschichtsschreibung, mit Freude zu begrüßen.

Beide genannten Wochenblätter stammen aus dem Jahre 1609. Verfasser und Schriftsteller dieser Blätter, ebenso wie der Ort ihres Erscheinens sind unsicher. Nach den Forschungsergebnissen Schöne's war der „Aviso“ wahrscheinlich in Wolfenbüttel, in Braunschweig, die „Relation“ jedoch in Straßburg gedruckt worden. Beide Wochenschriften wandten sich an den gebildeteren Teil des deutschen Bürgertums. Nachrichten politischen, kulturhistorischen oder wirtschaftlichen Inhaltes sind in denselben kaum zu finden, höchstens eine oder die andere Bemerkung im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen. Die Nachrichten selbst sind kurz, umfassen nur wenige Zeilen und begnügen sich meistens mit einer kurzen Wiedergabe der trockenen Tatsachen. Beide Blätter sind unbedingt protestantisch ausgerichtet. Mehr als die Hälfte des Nachrichtenmaterials stammt aus Wien oder Prag, aus der Umgebung des kaiserlichen Hofes. Der Berichtersteller charakterisiert die Geldlosigkeit des kaiserlichen Hofes, dessen Ohnmacht, in nicht eben schmeichelhaften Worten. Im Übrigen ist keinem der Blätter zu entnehmen, aus welcher Quelle die einzelnen Nachrichten stammen. Schöne hält es für wahrscheinlich, daß deren Redaktoren mit dem über ganz Europa verbreiteten Postkutschendienst in irgendeiner Beziehung standen.

Ungarn wird, sowohl im „Aviso“ als auch in der „Relation“ in irgendeinem Zusammenhange beinahe in jedem Blatte erwähnt. Der erst unlängst geschlossene Wiener Friede, die Krönung Mathias' zum ungarischen Könige, die vor und nach der Krönung von 1608 erbrachten, berühmten Gesetze machten die ungarische Frage zu einem ständigen Probleme, mit dem man sich in der Umgebung sowohl Kaiser Rudolfs als auch König Mathias' viel beschäftigte. So hören wir einmal von den Wiener und Prager Verhandlungen des Palatins Illésházy, dann wieder von grösseren Scharmützeln mit den Türken oder vom Fürsten von Siebenbürgen und den Unruhen der Haiduken. Die auf Ungarn bezüglichen Nachrichten sind beinahe immer als aus Wien oder Prag stammend bezeichnet, nur selten aus Preßburg oder anderen ungarischen Städten. Dementsprechend sind dem Berichtersteller auch nur jene Gegenstände geläufig, über welche am kaiserlichen oder königlichen Hofe entschieden wurde. Ungarn wird nur vom Standpunkte des Außenstehenden betrachtet und auch nur jene Ereignisse wahrgenommen, die sich dem Blicke des fremden Beobachters aufdrängen, bezw. den an beiden Höfen weilenden Politikern zur Kenntnis gelangen konnten.

Die in beiden Zeitungen über Ungarn enthaltenen Nachrichten

sind auffallend gleichlautend, oftmals nicht nur hinsichtlich ihres Inhaltes, sondern auch bezüglich ihrer wörtlichen Fassung. Dies weist darauf hin, daß dieses Nachrichtenmaterial aus einer und derselben Quelle geschöpft wurde und man kann genau verfolgen, wie eine und dieselbe Nachricht des „Aviso“ um eine Woche später auch in der „Relation“ erscheint. Trotzdem bestehen gewisse Unterschiede in der Nachrichtenvermittlung der beiden Zeitungen. Die Berichte der „Relation“ sind genauer und fügen den trockenen Tatsachen keinerlei persönliche Bemerkungen bei. Das Nachrichtenmaterial des „Aviso“ ist demgegenüber reichhaltiger, nimmt häufiger Bezug auf Ungarn und die Berichte werden nicht selten von entsprechenden Kommentaren begleitet. „Die gute Herren Ungarn wollen, man solle ihnen alles halten“ — lesen wir in No. 5 — „hergegen sie ihre eigene Zusagung in fürgangener Tractation alles Inhalts widerschieben, keinen Deutschen Obristen unter ihnen leiden, doch die Contribution, als die Unterhaltung der Grentzen haben wollen. Trage Sorg, sie werden ihnen selbst Fewrige Kohlen auff ihr Haupt samlen.“ Die bezüglichen Bemerkungen richten sich jedoch nicht in allen Fällen gegen das Ungartum als solches. In konfessionellen Fragen werden beispielsweise die ungarischen Protestanten stets gegenüber dem Kaiser in Schutz genommen.

In Wolfenbüttel wußte man daher über Ungarn und interessierte sich auch mehr für die ungarischen Fragen als in Straßburg. Es wirft sich sohin die Frage auf, wessen Ansicht hinter den einzelnen Kommentaren zu vermuten sei. Handelt es sich hier nur um die Auffassung des Wiener Korrespondenten der Zeitung oder um Äußerungen der den östlichen Problemen näher stehenden, deutschen öffentlichen Meinung? In diesem Falle würden die wortkargen Berichte des Straßburger Blattes soviel bedeuten, daß sich dortselbst der Durchschnittsbürger schon nicht mehr so für die türkische Frage und die mit derselben zusammenhängenden ungarischen Probleme interessierte wie die Wolfenbüttler Kreise. Obwohl wir es für wahrscheinlich halten, daß dem so war, kann doch diese Frage, ins solange detaillierte Untersuchungen auf diesem Gebiete nicht vorhanden sind, mit Bestimmtheit nicht beantwortet werden. Es wäre jedoch sehr interessant, nicht nur die Abweichungen zwischen den in beiden Zeitungen erscheinenden Nachrichten, sondern im allgemeinen auch die, in den einzelnen deutschen Staaten bestehende öffentliche Meinung, genauer zu untersuchen. Unserer Ansicht nach wären von einer solchen Untersuchung sehr interessante Ergebnisse hinsichtlich der unterschiedlichen Gestaltung der antitürkischen Stellungnahme der deutschen öffentlichen Meinung zu erwarten, insbesondere da dieselbe bisher immer als eine einheitliche betrachtet worden war.

Feststellen läßt sich aber schon jetzt, daß in den Augen der Leiter beider Zeitungen und folglich auch ihres Lesepublikums die europäische Gemeinschaft nur bis zu den südlichen und östlichen Grenzen Ungarns reicht. Diese europäische Gemeinschaft bedeutete damals schon nicht mehr die nur konfessionelle Einheit des Mittelalters, sondern jene gemeinsamer Glaubens- und Kulturentwicklung. Ungarn aber gehörte noch zu dieser europäischen Gemeinschaft. Die ungarischen Trachten, Einrichtungen und Lebensführung werden in den

einzelnen Berichten nicht als verwunderlich empfunden, mit keinem Satze etwa zum Ausdruck gebracht, daß dieselben auf besonderes Interesse Anspruch erheben könnten — erst jenseits der ungarischen Grenze beginnt eine wunderliche, besonders für den zivilisierten Menschen mit Rätseln und Greueln erfüllte Welt. Über die Türken wird so wie über die Bewohner eines unbekanntes Erdteiles, etwa Indiens, geschrieben und dies trotzdem dieselben sich in unmittelbarer Nähe befanden. So werden auch deren Gebräuche und Sitten ausführlich erörtert, ebenso die sonderbaren Verfügungen ihrer Gesetzgebung — die Türken standen eben schon außerhalb der europäischen Gemeinschaft, ebenso wie die Balkanhalbinsel oder die Völker Russlands, trotzdem auch letztere christlichen Glaubens waren. Auch nicht der schwächste Strahl europäischer Kultur konnte in diese Gebiete vordringen und, abgesehen von den höchst seltenen Berichten einzelner Reisender, wußte man über dieselben nichts. Die westliche Welt unterhielt zu diesen Gebieten und ihren Bewohnern keinerlei Beziehungen, weder politische noch andere, kümmerte sich daher um dieselben überhaupt nicht. Auf den Titelseiten beider Zeitschriften wird genau mitgeteilt, über welche Gebiete Nachrichten gebracht werden, und damit — ganz unbewußt — eine Umgrenzung des Gebietes der europäischen Kulturgemeinschaft gegeben. Dasselbe umfaßt — außer dem eigentlichen Europa — auch solche außereuropäische Länder, deren staatliche Führung unter europäischem Einflusse stand — die Balkanhalbinsel und Rußland bleiben aber auch hier außer Betracht. Der Titel des „Aviso“ lautet beispielsweise: „Aviso. Relation oder Zeitung. Was sich begeben und zugetragen hat, in Deutsch: und Welschland, Spanien, Niederlandt, Englandt, Frankreich, Ungarn, Österreich, Schweden, Polen, und in allen Provintzen in Ost: und West Indien etc.“ Der Titel der Relation zählt hiezu noch die Moldau und die Walachei, obwohl aus den beiden letzteren Gebieten während des ganzen Jahres keinerlei Nachrichten gebracht werden.¹ Wir glauben, daß ein gründliches Studium und Vergleich allein dieser beiden Zeitungen, noch viele ähnliche und wichtige kulturgeschichtliche Ergebnisse zu Tage fördern würde, die unsere Kenntnis der deutschen öffentlichen Meinung, sowohl in ihrem Verhältnisse zur allgemeinen

¹ Wir erwähnen noch, daß die im J. 1609 in Paris gedruckte Chronik von Cayet den Inhalt ihrer Nachrichten auf ganz ähnliche Weise angibt: „Chronologie Septenaire... Contenant les choses les plus memorables adue-ruës en France, Espagne, Allemagne, Italie, Angleterre, Escosse, Flandres, Hongrie, Pologne, Suece, Transsilvanie, et autres endroits de l'Europe...“ (S. A. Apponyi: *Hungarica*, N. 703.) Dafür, wie wenig diese „übrigen Gebiete Europas“ zur engeren, gebildeten europäischen Gemeinschaft gezählt wurden, ist ein treffender Beweis das Werk des Alexander Guagninus: *Sarmatiae Europae Descriptio, quae Regnum Poloniae, Litvaniam, Samogitiam, Rvssiam, Massoviam, Prussiam, Pomeraniam, Livoniam et Moschoviae, Tartariaeque partem complectitur*. Spira, 1581. (S. Apponyi: a. a. O. Nr. 1857.) Dieses ganze Werk ist der Beschreibung dieser „übrigen“ östlichen Gebiete und Länder gewidmet. Dadurch wird auch ungewollt die Grenze zwischen der europäischen Gemeinschaft und den nur geographisch zu Europa gehörenden Gebieten gezogen.

europäischen Kultur, als in ihren Beziehungen zu Ungarn, wesentlich erweitern würde.

K. Benda.

JOSEF MÄRZ: *Josef II. Kaiser und Siedlungspolitiker*. Berlin, 1938. 8, 88 S. 8°.

Ohne unser Wissen über das Leben und die Politik Kaiser Josefs II. durch neue Angaben zu erweitern, beschränkt sich Verf. — wie er es selbst gesteht — darauf, die Ergebnisse des bisherigen Schrifttums zusammenzufassen und beim Licht seiner neuen Gesichtspunkte auf die grossdeutsche Sendung des Kaisers und auf den erhabenen Platz hinzuweisen, der ihm nicht nur in der Geschichte Österreichs, sondern auch in der des deutschen Gesamtvolkes gebührt. Nach seiner Meinung wurde die Bedeutung Josefs bis auf den heutigen Tag falsch beurteilt und die wirkliche Schöpfung seines Lebens verkannt. Seine Herrschaft und seine Ideen wurden aus dynastischen, wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Gesichtspunkten charakterisiert, aber er wurde immer aus einem „kleindeutschen“ Gesichtskreis beobachtet und aus diesem konnte man natürlicherweise einen der grössten und weitsichtigsten Staatsmänner des deutschen Volkes nicht erblicken. Bei Josefs Beurteilung ist jedoch nur der „gesamtdeutsche Gesichtspunkt“ berechtigt, der die Tatsachen „vom Volk her“ untersucht (S. 8, 13.). März hebt in seiner Abhandlung diesen neuen völkischen Gesichtspunkt hervor und selbstverständlich wird dadurch das frühere Bild des Kaisers in bedeutender Weise umgestaltet.

Die kurze Abhandlung erstreckt sich auf Josefs ganzes Leben, sie umspannt jedes bedeutendere Moment seiner Herrschaft, würdigt aber vor allem seine Siedlungspolitik. Der grosse, aufgeklärte Herrscher, der die zurückgebliebene Verwaltung seiner Länder auf rationalistischer Grundlage zeitgemäß erneuern wollte und seine Reformpläne auf Grund jahrzehntelanger, schwieriger Studien ausarbeitete, um durch diese die bisherigen Probleme zu lösen, wird in seinem Werk in den Hintergrund gedrängt und an Stelle des Vernunftsmenschen tritt hier der Mann des Herzens und der Gefühle, der grosse Träumer. Er sieht Josefs Grösse in erster Reihe darin, daß dieser — sich gewißermaßen in den Geist der folgenden Jahrhunderte hineinlebend — mit seinem ganzen Leben und mit all seinen Taten der „Ausbreitung des deutschen Bodens und der deutschen Sprache“ diene. Er fühlte, daß in dem deutschen Bauerntum sowohl in wirtschaftlicher, wie in sittlicher Hinsicht, das Mittelmäßige weit überholende Werte schlummern und er wußte, daß er den Interessen seiner Länder und der Deutschen dann am besten diene, wenn er immer mehr und mehr Deutsche auf die von den Türken soeben befreiten, unbewohnten Gebiete der dem Reich östlich benachbarten Länder ansiedeln ließ. Die großen östlichen Siedlungen haben so einen dop-

pelten Hintergrund: der Kaiser, einer der größten Zusammenfasser der damals noch zersplitterten deutschen Einheit, wollte die Grenzen der deutschen Siedlungen erweitern und gleichzeitig seinen andern Völkern durch die deutschen Siedler ein Beispiel für das Wirtschaften und die Bürgertugenden geben (S. 40.). Sein Plan wurde aber weder in Ungarn, noch durch die Völker Galiziens verstanden und die edelsten Absichten des Kaisers stießen auf einen harten Widerstand. Josefs Leben war aber zu kurz, um seine begonnene Arbeit verwirklichen zu können. Sein Bruder und Nachfolger, Leopold II. wich vor den Ungarn zurück — und das große Werk mußte den Fortsetzer vermissen.

Das Werk von März, obgleich es zahlreiche neue Gesichtspunkte zur Beurteilung Josefs aufstellt, die auch in ungarischer Beziehung nicht zu vernachlässigen sind, bietet dennoch im Allgemeinen ein ziemlich einseitiges Bild über den Kaiser. Einerseits, weil er die Siedlungen allzusehr hervorhebt und sie über Bedeutung wertet, andererseits dadurch, daß er ihnen einen anachronistischen geistigen und seelischen Hintergrund verleiht. Josefs Größe können wir auf Grund der Siedlungen nur in ungenügendem Masse abschätzen, da deren größter Teil nicht auf die Zeit seiner Herrschaft, sondern auf die seiner Mutter fällt. Selbst dann, wenn all das annehmbar wäre, was März im Zusammenhang mit den Siedlungen behauptet, käme der Verdienst nur teilweise Josef zu, der Hauptanteil daran gebührt Maria Theresia. Die zeitgenössischen Angaben bekräftigen keineswegs Märzens Erörterungen: Josef war ein typischer Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, er unterschied seine Völker nicht aus völkischem Gesichtspunkt und hätte es auch gar nicht vermocht sie in diesem Sinne zu unterscheiden. Bei den Siedlungen waren eben jene, wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend (die März jedoch ganz außer Acht läßt): der unbewohnte Boden bedurfte des Siedlers. Ihr Ziel war auch im Weiteren nicht die Verbreitung des deutschen Bodens und der Sprache: man wollte dadurch die Ungarn entkräften. Nicht aus deutschen völkischen Gründen, sondern weil dies, nach österreichischer Auffassung, aus dynastischen Interessen erwünscht war. Ein jeder nicht-ungarischer Siedler war ihnen daher willkommen, nicht nur der Deutsche; es ist bekannt, daß Rumänen, Slowaken, Ruthenen und Serben in großer Anzahl auf die königlichen Güter, zum Nachteil des Ungartums, hereinzogen.

Die zeitgenössischen Angaben machen es nicht im Geringsten wahrscheinlich, daß es ein Hauptziel der Siedlungen gewesen wäre, daß die Ansiedler durch ihre Lebensweise, ihre Verhaltung, durch ihr entwickelteres Wirtschaftsleben, den auf niedrigerem sittlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Niveau stehenden ungarischen Uhrbewohnern ein Beispiel hätten geben sollen. Es ist zum Beispiel bekannt, daß aus Wien und seiner Gegend zwischen 1732—1768 aus Ordnungs-

gründen 3130 Personen zur Strafe und als abschreckendes Beispiel in das Banat entfernt wurden (vgl. Konrad Schünemann: *Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia*. Berlin, o. J. S. 78—79.) Wie später die Russen Sibirien, so benützten damals die Habsburger das Banat zu Deportationszwecken. Die revoltierenden Bauern der Hausensteiner Grafschaft vom Schwarzwald in Baden wurden ebenfalls zur Abschreckung der Anderen hier angesiedelt (vgl. Jacob Ebner: *Auswanderer nach Ungarn aus dem Hausensteiner Schwarzwald*. Deutsch-Ungarische Heimatsblätter. I. 1929. S. 203.). In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts fanden sich unter den Siedlern in großer Anzahl Gefangene aus dem preußischen Krieg, Invaliden, die man aus den Invalidenheimen herausbrachte und, nach dem Siebenjährigen Krieg, völkisch uneinheitliche, demobilisierte Söldner (Vgl. Schünemann: a. a. O. S. 121—181.) Selbst unter denen, die aus freien Stücken kamen, gab es ein minderwertiges Element. Der Kaiser selbst richtete 1724 einen offenen Brief an die deutschen Fürsten des Rheinlands, in dem er erklärte, die in das Banat Angekommenen seien verlotterte und nichtsnützige Menschen, die, durch Mangel an nötigen Mitteln, sich weder in Häusern niederlassen, noch eine Wirtschaft beginnen könnten, sondern zur Last der übrigen Bewohner fielen und ihr Leben mit Betteln und Herumstrolchen verbrächten (Vgl. Ludwig Baróti: *A bán-sági legrégibb német telepítés története* — Geschichte der ältesten deutschen Siedlungen im Banat. Temesvár, 1892. S. 46—47.). Obwohl man in der zweiten Hälfte der Kolonisierung bereits ein Augenmerk auf die persönlichen und materiellen Verhältnisse der Siedler, die nach Ungarn zogen, richtete, entstammten diese dennoch natürlicherweise mehr oder weniger der ärmsten Klasse. Ein charakteristisches Beispiel dafür aus den Zeiten Josefs II. ist, daß der Gesamtwert des Vermögens von 456 deutschen Siedlern, die sich mit 1964 Familienmitgliedern im Mai 1784 auf die Güter der Krone und der Kammer gemeldet hatten, zusammen 6629 Gulden betrug; sie erwarteten außerdem noch 2835 Gulden aus ihrer verlassenen Heimat. Im Ganzen wären auf eine Person 4 Gulden gefallen, wenn die Summe gleichmäßig verteilt worden wäre. Dieses gehörte aber nur 53 Familien an, die anderen 403 Familien brachten gar nichts mit sich (vgl. Stefan Szabó: *A magyarság életrajza* — Lebensgeschichte des Ungartums. Budapest, 1942. S. 153—154.). Natürlicherweise ist keine Rede davon, daß diese Siedler durch irgendein Berufsbewußtsein nach dem Osten und so, unter anderen, auch in das Karpatenbecken getrieben worden wären. Sie suchten ihr eigenes Wohlergehen und wenn sie das gar nicht oder nicht in einem solchen Masse fanden, wie sie es erhofft hatten, flüchteten sie in ihre Heimat zurück. So änderte der größte Teil der nach Csepreg (Komitat Sopron) gesiedelten Deutschen schon unterwegs seine Absicht und die Siedler von Komitat Szatmár flüchteten binnen zwei Jahren, bis auf den letzten Mann, so, daß man neue Siedler statt ihrer holen

lassen mußte (a. a. O. S. 149—150.). Wir suchen also vergebens hinter den Siedlungen in Ungarn — wie auch hinter all den östlichen Siedlungen, welche dieser Zeit angehören — die durch März herrlich dargestellten und schmeichelhaft klingenden, aber damals anachronistischen heutigen Ideen.

Es gehört noch zu unserer Aufgabe, auf einzelne Behauptungen des Verfassers hinzuweisen, die sich auf Ungarn beziehen und nicht stichhaltig sind. Obgleich der überwiegende Teil der Kolonisierung sich im Karpatenbecken vollzog, unterließ es März die rechtlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse Ungarns kennenzulernen. Selbst jene seiner Kenntnisse, die sich auf das strenggenommene Siedlungsgebiet beziehen, sind lückenhaft. Er ist zum Beispiel der Ansicht, daß Siebenbürgen vor den Türkenkriegen kein organischer Teil Ungarns gewesen sei, was es aber immer war; für das XVIII. Jahrhundert reiht er es unter die „Kronländer“, obwohl es nie zu diesen gehörte (S. 16.). Das Banat nennt er einfach, ohne jede nähere Begründung, eine „kaiserliche Provinz“ (S. 17.). Die Entstehung der Kroatisch-Slawonischen Militärgrenze verlegt er in das XVI. Jahrhundert und spricht schon im XVIII. Jahrhundert über ihre dreihundertjährigen, glorreichen Traditionen, obzwar man die militärischen Grenzschutzgebiete erst in den 40-er Jahren des XVIII. Jahrhunderts in mehreren Teilen organisierte (S. 40.). Die Habsburger wurden in den XVI—XVIII. Jahrhunderten nicht in „Ofen-Pest“ (S. 83.), sondern in Pozsony (Pressburg) gekrönt. Ofen und Pest wurde übrigens erst 1872 zu einer Stadt vereint: zu Budapest. Die Bewohnerschaft der Bácska war vor der türkischen Verwüstung rein ungarisch. So ist unannehmbar, daß dieses Gebiet ein Zentrum der serbischen Volkskräfte gewesen wäre, oder, daß es „von 1526 bis 1542 sogar ein politisch selbständiges Widerstandsnest serbischen Volkstums...“ bildete (S. 54.). Hier verwirrt er offenbar die späteren völkischen Verhältnisse des XVIII. Jahrhunderts mit denen des XVI. Jahrhunderts.

Wir müssen die dem Band beigefügte Karte „Habsburg im Südosten“ ganz besonders hervorheben (S. 32.). Auf der hübsch ausgeführten Karte ist Ungarns Bild ganz entstellt; seine, auf die zeitgenössischen Karten erinnernde Formlosigkeit fällt einem jeden, der auch nur ein einzigesmal Europas Karte gesehen hatte, sofort auf. Aber auch innerhalb dieser Karte ist das Banat riesenhaft vergrößert, seine Grenzen reichen bis zu den Körös-Flüssen und im Osten bis zur Gegend von Fogaras, so daß es ungefähr auf das Dreifache seines ursprünglichen Gebietes aufgedunsen worden ist und der Zuschauer annehmen kann, daß es ungefähr ein Drittel von Ungarns Gebiet ausmacht. (In Wirklichkeit „das Banat.. liegt zwischen Donau, unterer Theiss, Marosch und dem Siebenbürgischen Karpathenland am südöstlichen Rand des ungarischen Tieflandes. 28.523 qkm. groß“. S. *Handwörterbuch d. Grenz- und Auslanddeutschtums*. Breslau, 1933. I.

207. S. mit einer Landkarte. Ungarns Gebiet war aber 325.411 qkm. groß, also mehr als das Elffache des Banats).

Als Endergebnis des Werkes von März müssen wir feststellen, daß selbst die neuesten Gesichtspunkte die genaue Untersuchung der historischen Tatsachen nicht entbehren können, da sie sonst zu bloßen Gedankenfolgerungen werden, deren wissenschaftlicher Wert sehr fragwürdig ist.

K. Benda.

HANS LADES: *Die Nationalitätenfrage im Karpathenraum. Der österreichische Ordnungsversuch 1848-49.* Reihe: *Volkstum im Südosten*, Nr. 1. Wien, 1941. 222. S. 8°.

Die Nationalitäten Ungarns hatten im XVIII. Jahrhundert eine zahlenmäßig sehr bedeutende Vermehrung erfahren. Die zwei Jahrhunderte dauernden, blutigen Kämpfe mit den Türken hatten die Reichen des Ungartums gelichtet, in den entvölkerten Landesteilen aber hatten sich vorerst vereinzelt, später in immer größerer Zahl andere Völker — Deutsche, Kroaten, Slowaken, Serben und Rumänen — teils auf eigene Faust, teils über Aufforderung der Herrscher selbst oder einzelner Magnaten niedergelassen. Als dann im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts, unter dem Einfluß der neuen geistigen Strömungen in Europa, diese fremden Elemente zu völkischem Selbstbewußtsein erwachten, blieb dies nicht ohne Rückwirkung auf die innerpolitischen Verhältnisse des Karpatenbeckens. Vielseitigste Gegensätze der Interessen und Bestrebungen, immer schwierigere, dringender Lösung harrende Probleme stellten die führenden Männer nicht nur des ungarischen Staatsvolkes, sondern auch der einzelnen Minderheiten selbst, vor eine schwere Aufgabe.

Die politischen Verhältnisse und die allgemeine Lage in Mitteleuropa brachten es mit sich, daß die im Karpatenbecken zu lösenden nationalen Probleme sich ganz besonders verwickelt gestalteten; traten doch hier zu den rein nationalen Gegensätzen noch wesentliche kulturelle und gesellschaftliche Divergenzen, wie auch bedeutende Unterschiede des allgemeinen Niveaus der einzelnen Nationalitäten. Ferner erhielt diese individuelle Entwicklung eine ganz eigentümliche Färbung auch dadurch, daß das Ungartum selbst, als Staatsvolk, auch seinerseits mit dem eigenen Herrscherhause, der Dynastie Habsburg, einen steten Kampf um die Erhaltung seiner nationalen Freiheit führen mußte.

Die ungarländische nationale Frage und das Verhältnis des Ungartums zu den, auf ungarischem Boden lebenden, einzelnen Nationalitäten war daher weitaus komplizierterer Natur, als die durchschnittlichen, in anderen Teilen Europas auftauchenden, nationalen Gegensätze, ist aber eben darum umso eher geeignet, wichtige Lehren für eine künftige Bearbeitung der europäischen Frage in ihrer Gänze zu liefern. Die reichlichen Veröffentlichungen ungarischen Quellenmaterials, ebenso wie zahlreiche Detailstudien, die speziell zur Geschichte der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in den letzten Jahren er-

schiene sind, geben ein immer lückenloseres Bild jener Jahrzehnte, in denen sich das Erwachen und die Selbstbesinnung der ungarländischen Nationalitäten vollzog, so daß auf Grund derselben eine zusammenfassende Darstellung dieser Vorgänge wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.¹

Zur Vervollständigung dieses Materials bringt nun die Arbeit Hans Lades' interessante und neue Beiträge. Vor allem unternimmt es der Verfasser, die Auffassungen der führenden Staatsmänner der Dynastie Habsburg in ihrer Einstellung zur Frage der ungarländischen Nationalitäten, gerade in jenen kritischen Tagen des Freiheitskampfes von 1848/1849, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Seine Betrachtung konzentriert sich daher nicht auf die von innen, aus den einzelnen Nationalitäten heraus zum Aufbruch drängenden Kräfte, sondern auf das äußere, ihnen entgegenstehende Verhalten der Staatsmacht. Es ist daher auch nicht so sehr von den nationalen Bestrebungen der einzelnen Nationen des Karpatenbeckens die Rede, als davon, in welcher Weise die Regierungskreise sich bemühten, dieselben als Gegengewicht gegen das Ungartum und zugunsten der Krone nutzbar zu machen.

So gibt uns die Arbeit des Verfassers mit den aktenmäßig veröffentlichten Berichten, Memoranden usw. ein eindrucksvolles Bild der Tätigkeit eines Stadion, Schwarzenberg oder Fürsten Windischgrätz und gleichzeitig eine Apologie der Notwendigkeit des ungarischen Freiheitskampfes. Wiens Ziel war es, das selbständige staatliche Leben Ungarns, die ungarische Unabhängigkeitsbewegung endgültig niederzubrechen. Graf Stadion, als leitender Staatsmann der Monarchie, im Besitze unumschränkter Vollmachten trug sich mit dem Plane das Karpatenbecken nach Nationalitäten aufzuteilen, einen beträchtlichen Teil des Ungartums von dessen zusammenhängender Masse abzutrennen und die so zu schaffenden 6—7 kleinen Provinzen als Erbländer der österreichischen Krone einzuverleiben. Stadions Plan, in seiner ursprünglichen Form, blieb jedoch der Erfolg versagt, unter anderem auch aus dem Grunde, weil sowohl der konservative Fürst Windischgrätz, als oberster Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, als auch Fürst

¹ Besonders erwähnenswert sind in diesem Zusammenhange die seitens der Ungarischen Historischen Gesellschaft (Magyar Történelmi Társulat) herausgegebenen einzelnen Bände der unter dem Titel *Fontes historiae Hungaricae aevi recentioris* erscheinenden Reihe: Julius Szekfü: *Iratok a magyar államnyelv kérdésének történetéhez* (Abhandlungen zur Geschichte der ungarischen Staatssprache). Budapest, 1926; Ladislaus Steier: *A tót nemzetiségi kérdés* (Die slowakische Nationalitätenfrage). Bd. I—II., Budapest, 1936—1937; ders.: *Beniczky Lajos visszaemlékezései a tót mozgalomról* (Ludwig Beniczky's Erinnerungen aus der Zeit der slowakischen Bewegung). Budapest, 1924; Josef Thim: *A magyarországi szerb felkelés története* (Geschichte des ungarländischen serbischen Aufstandes). Bd. I—III., Budapest, 1930—1940; Julius Miskolczy: *A horvát kérdés története és irományai a rendi állam korában* (Geschichte und Schriften der kroatischen Frage in der Zeit des Ständestaates). Bd. I—II., Budapest, 1927—1928. Vgl. auch Benedikt Jancsó: *A román nemzetiségi törekvések* (Die Bestrebungen der rumänischen Nationalität). Bd. I—II., Budapest, 1896—99; Béla Pukánszky: *Német polgárság magyar földön* (Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden). Budapest, 1940.

Schwarzenberg gegen denselben waren. Insolange jedoch Stadion die Macht in Händen hatte, ließ er nichts unversäumt, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. So bemühte er sich in zahlreichen Eingaben nicht nur die Zustimmung des Herrschers zu erlangen, sondern hatte auch — dieselbe gleichsam von vornherein als sicher betrachtend — seinen Vertrauensleuten Auftrag erteilt, im Interesse der deutschen, slowakischen und kroatischen Nationalitäten entsprechende Vorschläge auszuarbeiten. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Elaborat zweier „Ungar-Deutscher“, Georg J á r y und Franz V á g h y, bzw. das über dasselbe abgegebene Gutachten des Grafen Johann M a j l á t h. Mit mehr Eifer als politischem Blick beschäftigt sich das Elaborat mit der sprachlichen, kulturellen und politischen Lage des Deutschtums in Ungarn, und sucht die Lösung der sich so stellenden Probleme. All dies jedoch in ruhiger und gemäßigter Sprache, weit entfernt die feindliche Einstellung der Wiener Kreise gegenüber dem Ungartum zu teilen, bzw. dessen führende Rolle auch nur einen Augenblick in Zweifel zu ziehen.

Unter Verwendung eines umfangreichen Apparates unterzieht nun L a d e s diese Entwürfe einer eingehenden Prüfung und versucht, dieselben in die politischen Möglichkeiten der damaligen Zeit einzufügen. Besonders muß bei dieser Gelegenheit auf die absolute Sachlichkeit des Verfassers hingewiesen werden, da ja auch Historiker sich bei der Darstellung dieses mit Vorurteilen erfüllten Zeitalters des nationalen Erwachens oft zu einseitiger Stellungnahme hinreissen lassen. In jedem seiner Urteile steht jedoch L a d e s als tatsächlich unbefangener Richter über den Parteien selbst, zugunsten keiner derselben er von seinem streng sachlichen Standpunkte abgeht. Bedauerlich ist nur die zu geringe Aufhellung des politischen Hintergrundes. So wäre es beispielsweise äußerst wünschenswert gewesen, festzustellen, wie sich die jeweiligen Erfolge oder Rückschläge im Verlaufe des ungarischen Freiheitskampfes auf den Inhalt der betreffenden Entwürfe auswirkten. Auch wäre eine eingehendere Untersuchung des Verhältnisses J á r y's zum ungarländischen Deutschtum erwünscht gewesen. Ist doch gerade dies letztere Thema kein so einfaches, da ja, wie bekannt, ein bedeutender Teil des ungarländischen Deutschtums unter K o s s u t h s Fahnen gegen die Habsburger gekämpft hatte, daher auch derartige Vertrauensleute keinesfalls im Namen aller Deutschen der ungarischen Länder auftreten konnten. Ebenso wie, unserer Meinung nach, auch Graf M a j l á t h nicht als Exponent der politisch geschulten, ungarischen führenden Schichte aufzufassen ist — wie dies L a d e s tut — sondern als Mitglied einer zum Interessenkreise des Wiener Hofes gehörenden, dem Ungartum schon seit Generationen entfremdeten Gruppe von Magnaten.

Diese ungenügende Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes ist wohl darauf zurückzuführen, daß L a d e s die auf diesen Zeitabschnitt sich beziehenden, ungarischen Quellenausgaben und Arbeiten, bzw. außer den in deutscher Sprache erschienenen Werken, die heute schon reiche und wertvolle Literatur der einzelnen interessierten Nationalitäten nicht verwendete. So kommen die Ergebnisse gerade der neuesten Forschungen in seiner Arbeit nicht zu Worte und da sich

der Verfasser auf veraltete Werke stützt, kann auch er selbst sich über die wahren Umstände kein richtiges Bild machen. Nur beispielsweise sei hier erwähnt, daß die Hauptquelle des Verfassers für die Beschreibung des ungarischen Staates anfangs des XIX. Jahrhunderts *das Staatsrecht des Königreichs Ungarn* von A. Virosil aus dem Jahre 1865 ist, während zur Beurteilung der sozialen Verhältnisse die Statistik des Königreichs Ungarn von A. Fényes aus dem Jahre 1843 herangezogen wird. Hinsichtlich des deutsch-ungarischen Verhältnisses und des nationalen Erwachens der ungarländischen Deutschen stützt sich der Verfasser auf Schwickers Werk: *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen* (1881). Alle diese Werke sind sicherlich, sowohl hinsichtlich ihrer Gesichtspunkte, als auch ihrer Methoden, schon längst veraltet.

Unter solchen Umständen sind einige Fehler leider unvermeidlich; wo der Verfasser sich auf unrichtige Angaben stützt, müssen selbstverständlich auch die Ergebnisse falsch sein. So irrt der Verfasser, wenn er in dem Freiheitskampfe des Ungartums unter Führung des katholischen Fürsten Franz Rákóczi II. einen „Glaubenskampf des kalvinistischen Kleinadels“ erblickt (S. 18). Auch die Behauptung, daß im Ungarn des XVIII. Jahrhunderts „verschiedene völkische Wanderhorden“ herumgezogen seien (S. 14), wie dies zur Zeit der Völkerwanderung in den russischen Ebenen der Fall gewesen war, ist unannehmbar. Gleichfalls aus unrichtiger Erkenntnis der Lage ist die Behauptung erklärlich, daß seitens des Hofes keinerlei Beeinflussung der nichtungarischen Nationalitäten gegen das ungarische Staatsvolk stattgefunden hätte (S. 47), denn schließlich ist ja das ganze Buch ein einziger Beweis eben für diese Tatsache.

Im Verlaufe seines Werkes kommt der Verfasser des öfteren auf den Vorwurf der Magyarisierung zurück. Hiezu rechnet er jene Gegensätze, die sich aus der Bewegung für den Gebrauch des Ungarischen als Amtssprache ergaben, ebenso auch den Kampf des Reichstags für die Unabhängigkeit des Landes. In dieser Hinsicht geht Lades sogar soweit, daß er in Paul Nagy von Felsőbük, der sich in einer seiner Reden für die Rechte der ungarischen Sprache und die Errichtung einer ungarischen wissenschaftlichen Akademie einsetzte, als ersten Apostel der Magyarisierung der ungarischen Nationalitäten sieht (S. 111—112) und das Hauptziel des ungarischen Freiheitskampfes der Jahre 1848/49 in der Magyarisierung der nichtungarischen Nationalitäten des Landes erblickt. Demgegenüber ist aber Tatsache, daß der Selbstverteidigungskampf des Ungartums sich ebensowenig gegen die im Lande lebenden nichtungarischen Nationalitäten richtete, wie die Bestrebungen der Politiker des Reformzeitalters, die sich für die Rechte der ungarischen Sprache und der ungarischen Verfassung gegenüber den Zentralisierungs- und Germanisierungsbestrebungen der Krone einsetzten. Im Übrigen wäre es wohl schwer verständlich, daß das Ungartum, ins solange es seine eigene Freiheit noch nicht erkämpft hatte, danach getrachtet hätte, andere Nationen zu unterdrücken.

Lades irrt auch, wenn er annimmt, daß das kalvinistische Ungartum im XVII. Jahrhundert die ungarländischen deutschen Städte lutheranischen Glaubens mit Gewalt hätte magyarisieren wollen (S.

15). Hatten doch die Calvinisten selbst noch bis zum Jahre 1780 vergeblich um die Anerkennung ihrer konfessionellen Gleichberechtigung gekämpft, während die Bevölkerung unserer Städte, nach den zur Verfügung stehenden Daten, sowohl damals als auch später, bis in unsere Tage, ihrer überwiegenden Mehrheit nach, katholischen Glaubens gewesen war. Übrigens stellt zwar Lades an einer Stelle selbst fest, daß jene Städte, hinter denen ein „verschlossener deutscher Volksboden“ stand (wie z. B. Preßburg, Ödenburg, Leutschau), ihren deutschen Charakter bewahrt hatten, da der Ersatz der sich langsamer vermehrenden städtischen Bevölkerung durch immer neuen Zustrom deutscher Elemente aus den umliegenden Dörfern erfolgte, sieht jedoch die gleicherweise naturgegebene Gesetzmäßigkeit nicht ein, wenn in ungarischem Gebiet verstreut liegende deutsche Städte infolge des analogen Vorgangs, durch Zustrom ungarischer Landbevölkerung, langsam magyarisiert werden.²

Im übrigen sind auch die ziffernmäßigen Angaben hinsichtlich des Umfanges der Magyarisierung nicht einwandfrei.³ Diese Unrichtigkeiten erklären sich daraus, daß der Verfasser die bezüglichen Publikationen nicht berücksichtigte.

Alle diese Irrtümer mögen künftigen Forschern als Lehre dienen. Die Geschichte der nationalen Entwicklung im Karpatenbecken ist einer der schwierigsten Abschnitte der ganzen europäischen Entwicklungsgeschichte. Derjenige, der die nationalen Probleme im engeren Sinne zu verstehen und zu werten sich bestrebt, muß nicht nur den Verlauf der politischen Kämpfe gründlich kennen, sondern auch das einschlägige Fachschrifttum jeder der bezüglichen Nationalitäten restlos aufarbeiten.

K. Benda.

² Zu erwähnen wäre hier, daß M. Depner in ihrem Werke *Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg* (vgl. oben S. 276 ff.) sich bemüht, eben die entgegengesetzte Auffassung zu beweisen. Nach Ansicht der Letzteren wurde nämlich das deutsche Bürgertum durch den vereinten Druck des ungarischen katholischen Adels und der Habsburger zur Abwanderung oder Assimilierung gezwungen (S. 297—312). Dies sollte allerdings noch in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts geschehen sein.

³ Nach Lades entfielen in den Jahren 1785/87 von der Gesamtbevölkerung Ungarns 29% auf die ungarische Nationalität, im Jahre 1850 aber schon 44.2%, sohin der Zuwachs des Ungartums 15% betrug (S. 35). Absolute Zahlen gibt der Verfasser jedoch nicht. — Demgegenüber betrug das Ungartum im Jahre 1785 auf dem Landesgebiet ohne Kroatien 37—39%. Genaue Volkszählung bestand damals noch nicht. Von ca. 8.180.000 Einwohnern gehörten ca. 3,122.000 der ungarischen Nation an. Vgl. L. Thirring: *Magyarország népeisége II. József korában* (Ungarns Bevölkerung in der Zeit Josefs II.) Budapest, 1938; A. Kovács: *A magyar béketárgyalások* (Die ungarischen Friedensverhandlungen). Bd. I., Budapest, 1920. S. 39. Aus dem Jahre 1850 stehen keinerlei Angaben zur Verfügung. Die erste Volkszählung im Jahre 1880 ergab tatsächlich 44.8% als Anteil der ungarischen Nationalität an der Gesamtbevölkerung (7,563.534 Nichtungarn und 6,165.088 Ungarn). Daher der Zuwachs des Ungartums zum Schaden der anderen Nationalitäten nur 5—6% und nicht 15% beträgt, und dies nicht innerhalb eines Zeitraumes von 65, sondern von 95 Jahren. Trotzdem sind auch diese Ziffern noch nicht genau, da die Angaben der Volkszählung des Jahres 1880 auch 80% der in immer größerer Zahl einströmenden galizischen Juden enthalten, d. i. ca. 600.000 (s. I. Szabó: *A magyarország életrajza* — Lebensgeschichte des Ungartums. Budapest, 1942. S. 209 ff.) Ziffernmäßig ist also von der großen Magyarisierung gerade in dem von Lades behandelten Zeitabschnitte nicht viel zu sehen.

JOSEPH THIM: *A magyarországi 1848—49-iki szerb fölkelés története* (Geschichte des serbischen Aufstandes in Ungarn in den Jahren 1848—49). Budapest, Történelmi Társulat. 8°. I. Elbeszélő rész (Erzähler Teil). 1940, VII+528 S.; II. Iratok (Dokumente). 1930, 686 S.; III. Iratok (Dokumente). 1935, VIII+984 S. 8°.

Die große Bedeutung des Nationalitätenproblems in Ungarn, die besonders in der jüngsten Geschichte des ungarischen Staates immer klarer hervortrat, veranlaßte die Ungarische Historische Gesellschaft nach dem ersten Weltkrieg, dieser Schicksalsfrage Ungarns und zugleich auch Mitteleuropas ihre gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. In der von ihr herausgegebenen Quellenpublikation für die neuere ungarische Geschichte (*Fontes Historiae Hungaricae Aevi Recentioris*) wurde eine besondere Sektion für die Geschichte der Nationalitätenfrage eröffnet. In dieser Reihe erschienen bald grundlegende Arbeiten über die Geschichte der ungarischen Staatssprache, sowie der kroatischen und slowakischen Frage, zu denen sich nun auch das vorliegende Werk über den serbischen Aufstand gesellt.

Thims Arbeit ist der Abschluß einer Forscher- und Sammlertätigkeit von mehreren Jahrzehnten. Der Verfasser benutzte dazu nicht nur das in den Wiener, Budapester, Belgrader und Agramer Archiven vorhandene reiche Quellenmaterial, sondern konnte sich durch seine persönlichen Verbindungen auch manches kostbare Stück aus serbischen Privatsammlungen nutzbar machen, was anderen Forschern fast unmöglich gewesen wäre. Auf Grund seines sorgfältig zusammengestellten zweibändigen Urkundenbuches schrieb er dann den ersten Band, eine möglichst sachliche Darstellung des serbischen Aufstandes.

Der eigentlichen Beschreibung der Ereignisse der Jahre 1848—49 ist ein kurzer Rückblick vorangeschickt, in dem auch die früheren Vereinigungstendenzen der südslawischen Völker, die Lage der Serben in Ungarn, ihre kirchlichen und politischen Rechtsverhältnisse flüchtig berührt werden. Unseres Erachtens ist jedoch gerade dieser einleitende Teil etwas zu kurz ausgefallen und eignet sich kaum dazu, von der Vorgeschichte der Aufstandsbewegungen ein zusammenhängendes Bild zu geben. Es wäre vielleicht ratsamer gewesen, die Geschichte der beiden Jahre etwas kürzer zu fassen, um in einer längeren Einleitung die weitverzweigten politischen, kirchlichen, religiösen und kulturellen Komponenten der ungarländischen serbischen Frage klarzulegen. Denn der Aufstand zeigt das serbische Problem bereits in ausgereiftem Zustande, er ist das rasche Bewußtwerden eines langen, halbbewußten Entwicklungsganges, der plötzliche Aufbruch der unter der Oberfläche bereits seit Jahrzehnten und Jahrhunderten gärenden latenten Kräfte. Um die Ereignisse in ihrem Wesen besser zu verstehen, wäre es notwendig gewesen, zu den Anfängen des Entwicklungsganges zurückzugreifen und das ganze Problem in seine Komponenten zu zerlegen.

Die Anfänge der serbischen Frage in Ungarn reichen in Zeiten zurück, als bei den anderen Nationalitäten noch keine Spur von einem nationalen Bewußtsein vorhanden war. Als der Patriarch von Ipek i. J. 1690 vor den Türken fliehend, unter dem Schutze der kaiserlichen Waffen den ungarischen Boden betrat, wanderte nicht nur ein bedeutender

serbischer Volksteil, sondern auch die Idee einer fremden Staatlichkeit mit ihm nach Ungarn ein. Von Staat und Kirche, von diesen beiden untrennbaren Organisationen des serbischen nationalen Lebens im Mittelalter bestand zur Türkenzeit nur noch die nationale Kirche, welche in mancher Hinsicht den Staat ersetzen mußte. Als sich nämlich der mittelalterliche serbische Staat infolge der türkischen Eroberungen auflöste, übernahm die Nationalkirche, das i. J. 1557 erneuerte Patriarchat von Ipek die Rolle eines Nationalstaates. Der Patriarch übte nicht nur eine geistliche, sondern auch eine weltliche Gerichtsbarkeit aus, indem z. B. die Rechtsprechung in Zivilsachen der Serben ihm und seinen Bischöfen zukam. Im Besitze von Autonomierechten dieser Art bildete das serbische Patriarchat keine bloße kirchenorganisatorische Einheit, sondern auch einen weltlichen, doch theokratisch regierten Vasallenstaat im Rahmen des Osmanenreiches. Dieser Staat im Staate pflegte sogar freundschaftliche Beziehungen mit allen damaligen Feinden der türkischen Macht, mit Rußland, mit der venezianischen Republik und zuletzt auch mit dem Habsburgerreich, mit anderen Worten, der Patriarch führte sozusagen eine selbständige Außenpolitik auf eigene Faust. Als nun der Patriarch das Osmanenreich verließ, schob sich auch der Schwerpunkt der staatsbildenden Kraft der serbischen Kirche nach Ungarn hinüber. Es ist nur selbstverständlich, daß die Serben sich diese Sonderstellung auch im Habsburgerreich zu sichern trachteten und bestrebt waren, ihre früheren Autonomierechte auch in die neue Heimat hinüberzueretten. Seit Leopold I. verstand es die serbische Kirche, die bedrängte Lage ihres neuen Oberherrn mit einem bewunderungswerten politischen Spürsinn auszunutzen, um immer neue politische Zugeständnisse zu erlangen oder wenigstens die alten zu sichern. Auch der Gedanke einer autonomen serbischen Woiwodschaft, die in Südungarn hätte errichtet werden sollen, ist bloß als der Ausfluß der staatspolitischen Lebensfähigkeit der serbischen Nationalkirche zu verstehen.

Die Wurzeln der zur Zeit des ungarischen Freiheitskampfes entstandenen serbischen Bewegung reichen also so weit in die Geschichte zurück. Die politischen Forderungen des serbischen Nationalkongresses zu Karlowitz (13. Mai 1848) gründeten nur scheinbar auf dem mißdeuteten Diplom Kaiser Leopolds I., in ihnen brachen eigentlich die bis dahin in Zaum gehaltenen staatspolitischen Energien der serbischen Kirche hervor. So ist es auch verständlich, daß die eigentlichen Anführer der Aufständischen weder der romantische, zügellose Georg Stratimirović, noch der zum Woiwoden ausgerufene, durchaus österreichisch fühlende Grenzeroffizier Stephan Šupljikac waren, sondern der Erzbischof Joseph Rajačić, der spätere Patriarch. Die österreichischen Funktionäre, wie z. B. auch der serbenfreundliche Oberstleutnant Mayerhofer, sahen verständnislos zu, als der Patriarch nicht nur die geistliche und politische Gewalt, sondern auch die militärische Führung für sich beanspruchte und die Kriegsoperationen auch dann noch selbst lenken wollte, als der gewählte Woiwode bereits die Führung der Aufständischen übernommen hatte.

Diese, den kirchlichen und religiösen Anfängen entwachsenen Selbstständigkeitsbestrebungen der Serben fanden einen sehr günstigen Nährboden in der Militärgrenzinstitution, deren Sonderstellung ihnen

es ermöglichte, mit Umgehen der ungarischen Behörden unmittelbar mit dem Hofe und den österreichischen Hofstellen in Verbindung zu stehen. Zum gründlichen Verständnis der Ereignisse der Jahre 1848—49 wäre es notwendig gewesen, auf die Organisation und politische Bedeutung der Militärgrenze wenigstens kurz hinzuweisen, denn das Verfahren der Habsburger, die Serben gegen die Ungarn auszuspielen, ging ebenfalls auf uralte Regierungstraditionen zurück.

Das Verhalten der ungarländischen Serben wurde außer diesen Faktoren auch durch das serbische Fürstentum stark beeinflusst, da dies seit den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts immer mehr Selbständigkeit erlangte und in den betreffenden Jahren bereits an eine Expansionspolitik denken konnte. Im Zusammenhang mit diesen großserbischen Bestrebungen hob der Verfasser treffend die Rolle hervor, die das kleine Fürstentum sich in der oft mit viel Romantik geplanten Vereinigung der südslawischen Völker anmaßte. In dem i. J. 1844 vom begabtesten Politiker des Fürstentums, I. Garašanin abgefaßten Entwurf waren die Wohnsitze der Serben in den Ländern der ungarischen Krone bereits als an Serbien anzugliedernde Gebiete bezeichnet, es war da sogar die Methode angegeben, mit der die Bewohner der betreffenden Gebiete für diese Idee zu gewinnen wären. Wie organisch dieser Plan mit den ungarländischen Ereignissen zusammenhing, zeigte die Tatsache, daß die Aufständischen dem Fürsten Alexander Karadjordjević die Würde des serbischen Woiwoden antragen wollten. Obwohl dieser Plan damals unausführbar blieb, zeugt auch dieser Fall dafür, daß die serbische Regierung ihre freiwilligen Truppen nicht aus reiner Selbstlosigkeit nach Ungarn herüberschickte, um den schwankenden Thron der Habsburger zu unterstützen. Es wäre auch der Mühe wert, einmal gründlich zu untersuchen, wieweit Rußland bei der Entstehung ähnlicher Pläne Pate gestanden hat.

Letzten Endes spielte auch der Panslawismus und seine südslawische Abart, der Illyrismus, eine gewisse Rolle in der serbischen Bewegung, die sich an diesem Punkte mit den kroatischen Bestrebungen berührte. Obwohl der Illyrismus unter den Serben keine richtigen Anhänger fand, da sie eben eine von der der Kroaten grundverschiedene Meinung von der zukünftigen Vereinigung der Südslawen hatten, doch da die Kroaten von der idealen Begeisterung für die illyrische Idee getragen ihr eigenes Schicksal mit der serbischen Sache verbanden, halfen sie den Aufständischen nicht nur in moralischer, sondern auch in militärischer Hinsicht bedeutend. Es ist vor allem der Kurzsichtigkeit der führenden kroatischen Politiker und besonders der Serbenfreundschaft eines Jelačić zuzuschreiben, daß sie die wahren Ziele der serbischen Bestrebungen nicht erkannt haben.

Eine eingehendere Schilderung dieser Teilkkräfte der ganzen Bewegung hätte ihre Anfänge und Ziele in ihrem organischen Zusammenhang besser zeigen können. Was aber die Darstellung der Ereignisse selbst betrifft, da gebührt dem Verfasser die größte Anerkennung für die Gewissenhaftigkeit, mit der er die Tatsachen quellenmäßig rekonstruiert und für die Sachlichkeit, mit der er sie von ungarischer und serbischer Seite beurteilt. Die ungarische Märzrevolution und ihr Widerhall bei den Kroaten und Serben, die serbischen Unruhen und der Ausbruch

der Feindseligkeiten, die ungarischen und serbischen Siege und Niederlagen bis zum russischen Eingriff werden anschaulich und von jeder nationalen Befangenheit frei dargestellt. Aus der unabsehbaren Literatur über den ungarischen Freiheitskampf gehört dieses Werk somit zu jenen seltenen, auf welche die synthetische Geschichtsschreibung sich immer mit Sicherheit stützen kann. Eine am Ende des Bandes zusammengestellte Bibliographie wird auch dem fremden Historiker zugute kommen.

In der zweibändigen Urkundensammlung war es ein glücklicher Gedanke, den nur für wenige Forscher verständlichen alten serbischen Texten auch eine ungarische Übersetzung beizufügen. Diese Übersetzungen wurden jedoch nicht immer mit einer philologischen Genauigkeit gefertigt, da sie an manchen Stellen nur den Sinn des Originaltextes wiedergeben. Dieses Verfahren wäre für sich auch richtig, da es den Quellenwert einer Urkunde nicht beeinträchtigen kann, wenn das stilistische Geschnörkel weggelassen wird. Aber auch kleinere, störende Mißverständnisse kommen vor. Sie konnten sich wohl nur darum in die Übersetzungen einschleichen, da in der Sprache dieser Urkunden noch viele russische und kirchenslawische Elemente zu finden sind, hinsichtlich deren die sonst vortrefflichen Wörterbücher von Daničić und Karadžić einen gänzlich im Stich lassen. So ist z. B. in den militärischen Meldungen das Wort *vrag* nicht durch „Teufel“ sondern durch „Feind“ zu übersetzen (vgl. III, 10); auch *magnovenije* (russ. *mgnovenie*) bedeutet nicht „Sache“ (II, 132) sondern „Augenblick“; die Wendung *kojim obrazom* ist falsch durch „mit welcher Schande“ wiedergegeben, richtig wäre „auf welche Weise, wie“ (vgl. russ. *takim obrazom* „auf diese Weise“). In diesen und ähnlichen Fällen hätte ein russisches Wörterbuch gute Dienste getan. Es gibt aber auch Entgleisungen anderer Art, von denen ich einige, ohne die Fehler des Verfassers zu wiederholen, hier richtigstellen möchte. Der Satz *Ne dajte se starim predrasudjenjem, kao što su čin, zvanje, i pr. varati* hat die Bedeutung „Laßt euch durch alte Vorurteile, wie Rang, Amt usw. nicht irreführen“ (II, 133); die Anfangszeilen der Urkunde Nr. 189 (II, 339) lauten richtig: „Hinsichtlich des Banus glaube ich, daß wir heute das bestätigen sollen, was wir gestern gesagt haben, d. h. wir sollen ihn vor dem Volke und dessen Vertretern einstimmig proklamieren“.

Alle diese Kleinigkeiten mindern jedoch keineswegs die Verdienste des Verfassers, der mit seiner Arbeit der ungarischen Geschichtswissenschaft ein monumentales, erstklassiges Quellenwerk geschenkt hat.

L. Hadrovics.

JOSEPH v. BAJZA: *A horvát kérdés. Válogatott tanulmányok. Sajtó alá rendezte és a bevezető tanulmányt írta TÓTH LÁSZLÓ.* (Die kroatische Frage. Ausgewählte Studien, mit einer Einleitung hrsg. von L. TÓTH. Budapest, 1941. 529 S. 8^o.)

Joseph v. Bajza wurde durch seinen allzufrühen Tod daran verhindert, die Ergebnisse seiner langjährigen wissenschaftlichen Arbeit in einer umfassenden Synthese der jüngeren Forschergeneration

weitergeben zu können. Der größte Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit lag in der Form kleinerer Studien und Artikel in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen verstreut. Professor Ladislaus Tóth, der aus diesem schwer zugänglichen Material die besten politischen und historischen Studien ausgewählt und im vorliegenden Bande veröffentlicht hatte, verpflichtete die Forscher der jüngsten Vergangenheit Mitteleuropas zum aufrichtigen Dank.

In diesen Studien wird die kroatische politische Geschichte während mehr als drei Jahrzehnte (1913—1937) mit der Aufmerksamkeit und Gründlichkeit eines Wissenschaftlers verfolgt und mit der auf unmittelbaren Eindrücken gründenden Kritik des Politikers beurteilt. Denn Bajza war Politiker und Wissenschaftler in einer Person, oder besser gesagt, ein Wissenschaftler, der die Ergebnisse seiner historischen Erkenntnis in der Tagespolitik gleich verwirklicht sehen wollte. Die Traditionen seiner Familie und seiner ganzen Klasse machten es, daß seine literarische Tätigkeit nicht bloß auf die wissenschaftliche Erforschung einer ungarischen Schicksalsfrage abzielte, sondern zugleich auch die Wege zur Lösung dieser Frage finden wollte. Seine Familie gab bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Schriftsteller der ungarischen Literatur in der Person Joseph v. Bajzas des Älteren und die ganze Familie stammte aus dem mittleren Adel, der immer ein bewußter Träger des ungarischen politischen Gedankens war. Es war also nur natürlich, daß der junge Literarhistoriker, der in einer umfangreichen Monographie Leben und Werke seines Oheims behandelte, auch gegenüber den politischen Ereignissen seiner Zeit nicht ganz verschlossen blieb. Die innige Freundschaft des hochbegabten kroatischen Historikers, Milan Šufflay, mit dem er mehrere Dienstjahre im Ungarischen Nationalmuseum in gemeinschaftlicher Arbeit verbrachte, machten auf ihn einen besonders tiefen Eindruck. Es ist vor allem Šufflays Einfluß zu verdanken, daß Bajza seine Aufmerksamkeit bald den Problemen der ungarisch-kroatischen Staatsgemeinschaft zugewandt hat. Seit dieser Zeit nahm seine wissenschaftliche Tätigkeit eine ganz andere Richtung. Mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer erwarb er sich die fehlenden kroatischen Sprachkenntnisse und begann sich auf Grund eingehender historischer Studien mit den politischen, ethnographischen und religiösen Problemen des kroatischen und serbischen Volkes zu beschäftigen. Seine publizistische Tätigkeit setzte gerade in den Jahren ein, als die als „Jugoslavismus“ getarnte großserbische Propaganda nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina und nach den Hochverratsprozessen wie entfesselt ihre Orgien feierte. Mit Besorgnis bemerkte Bajza, daß die sich immer mehr verschärfenden ungarisch-kroatischen Gegensätze gerade dieser großserbischen Werbung den Weg ebneten und daß dabei die ganze kroatische Nation Gefahr lief, den Belgrader Machtbestrebungen anheimzufallen. Durch diese Erkenntnis wurde nun mehr seine ganze publizistische Tätigkeit bestimmt. Vor allem wollte er die Aufmerksamkeit der führenden ungarischen Kreise auf die wahren Ursachen des ungarisch-kroatischen Gegensatzes hinlenken, um damit eine gründliche Überprüfung der ganzen kroatischen Frage zu erreichen. Er ging da-

bei von der Überzeugung aus, alle Feindseligkeiten beider Nationen entsprängen der doppelsinnigen Auffassung des staatsrechtlichen Ausgleiches vom Jahre 1868 und damit einer zweideutigen Beurteilung der Staatsgemeinschaft. Die Ungarn seien in den Fehler verfallen, daß sie die Paragraphen des Ausgleichsgesetzes zu starren staatsrechtlichen Dogmen machten und jeder gesunden Entwicklungsmöglichkeit diese falschen Normen in den Weg stellten. Die besten Kroaten dagegen neigten einer elastischeren Auffassung zu und wollten eine größere Entfaltungsmöglichkeit für die echte kroatische nationale Idee im Rahmen der Staatsgemeinschaft erkämpfen. Als der junge B a j z a den wahren Kern der Gegensätze erkannt hatte, machte er sich mit aller Leidenschaftlichkeit daran, die ungarischen Politiker zu überzeugen, wie es verhängnisvoll verfehlt sei, an veralteten Paragraphen krampfhaft festzuhalten und nur um sie ungeändert erhalten zu können, mit den jugoslawischen Elementen ein Bündnis einzugehen, aber zugleich wies er auch auf die Notwendigkeit hin, der unverfälschten kroatischen nationalen Idee in Kroatien in jeder Hinsicht Geltung zu verschaffen. „Die jugoslawische Idee — betonte er wiederholt — mag sie in einer noch so gemäßigter Form erscheinen, ist ihrem Wesen nach staatszersetzend, die kroatische Idee dagegen, mag sie von noch so heftigen ungarfeindlichen Gefühlen und Selbständigkeitsbestrebungen begleitet sein, ist ihrem Wesen nach staatsbauend... Wenn wir unsere kroatische Politik auf die kroatische nationale Idee aufbauen, so wird aus dem ungarisch-kroatischen Verhältnisse all das vergiftende Element entfernt, das dem gemeinschaftlichen Staatsleben mit der völligen Auflösung droht“ (S. 79). Seine publizistische Tätigkeit bis zum Umsturzjahre 1918 wird von diesem Grundgedanken geleitet und kann als eine mühevoll, nur von wenigen verstandene Aufklärungsarbeit bezeichnet werden. Um sich je mehr in die kroatische Gedankenwelt einleben zu können, erlernte er nicht nur die Sprache, sondern machte sich die ganze kroatische Kultur derart eigen, daß er bald als der am meisten kroatisch denkende und führende Ungar galt, — „a leghorvátabb magyar“ — wie ihn sein Freund und politischer Meister Paul R a u c h nannte.

Das Jahr 1918 bedeutete eine tragische Wendung in B a j z a s Leben und brachte zugleich eine Veränderung in seiner publizistischen Tätigkeit mit sich. Die Auflösung der ungarisch-kroatischen Staatsgemeinschaft wirkte auf ihn gleich dem tiefsten persönlichen Erlebnis erschütternd, indem er alles, um dessen Erhaltung und Verbesserung er jahrelang gekämpft hatte, auf einmal vernichtet sah. „Der Tag 29. Oktober 1918 — sagt er in seiner Studie über die Auflösung der Union —, obwohl ich ihn bereits seit zehn Jahren mit Bangen nahen sah, war die größte Heimsuchung meines Lebens“ (S. 177). Seit dieser Zeit nahm auch seine publizistische Tätigkeit eine andere Richtung. Statt auf die Tagespolitik einwirken zu wollen, mußte er sich nun damit begnügen, die ungarische öffentliche Meinung über die jugoslawischen Angelegenheiten von Zeit zu Zeit aufzuklären. Aber auch dabei beschränkte er sich nicht auf die bloße Registrierung der Ereignisse, sondern verstand es mit einem bewunderungswürdigen Scharfblick, im Tagesgeschehen das Wesentliche,

das durch die historische Entwicklung Bedingte zu erfassen. In den inneren Krisen des jugoslawischen Staates, in den Machtbestrebungen des Serbentums und im Selbstverteidigungskampfe der Kroaten sah er keine vorübergehenden politischen Streitigkeiten, die eine geschickte Regierung eventuell zu beseitigen vermocht hätte, sondern führte die Feindseligkeiten immer auf ihren Urgrund, auf den Kampf zwischen zwei grundverschiedenen Kulturwelten, dem Osten und Westen zurück. In Kenntnis der historischen und kulturellen Ursachen der serbisch-kroatischen Gegensätze war er überzeugt, daß jede Regierung mit dem ersten Schritt zum billigen Ausgleich mit den Kroaten alle serbischen Sympathien verloren und den eigenen Sturz verursacht hätte. In Jugoslawien standen die unersättliche Machtgier einer in byzantinischer und türkischer Schule erzogenen Machthaberschicht und die Kampfeslust einer auf ihre uralten politischen und kulturellen Traditionen nicht verzichtenden Nation einander gegenüber. Bajza erkannte gleich, daß zwei so feindliche Kräfte in einem Staate unmöglich dauernd vereinigt werden können. Daher wiederholte er mit einem geradezu hartnäckigen Optimismus den Satz, der in den letzten zwei Jahrzehnten zur Grundidee seines politischen Gedankenganges wurde: Jugoslawien werde anläßlich einer europäischen Erschütterung rettungslos zerfallen.

Da Bajza die Ereignisse immer auf ihre historischen Wurzeln zurückzuführen wußte, fand er oft für scheinbar überraschende politische Wendungen natürliche Erklärungen und sah oft die weitere Entwicklung voraus. Im Jahre 1913 z. B., als die jugoslawische Propaganda in Kroatien infolge der Erstarkung der serbo-kroatischen Koalitionspartei immer mehr um sich griff, schrieb er Folgendes: „Nur einige Jahre Koalitionsregierung, und unten an der Drau wird eine Nation aus unserem Verschulden vernichtet werden und auf Agrams Strassen die Hymne König Peters ertönen“ (S. 27). Die Ereignisse des Jahres 1918 rechtfertigten vollkommen seine Vermutung. Später, als nach dem Marseilleser Königsmord Prinz Paul als Regent die Macht in Jugoslawien übernahm und die europäische Presse ihn als einen Staatsmann westlichen Schlages hinstellte, trug Bajza doch ernstes Bedenken, „ob das Serbien der Živković's diesen gutmütigen Prinzen auch wirklich verstehen werde“. Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit erbrachten auch für diesen Zweifel die Rechtfertigung, indem die politisierende Offiziersklique den Prinzen eben dann im Stiche gelassen hatte, als er Jugoslawien aus seiner unhaltbaren außenpolitischen Lage retten wollte.

Was nun die wissenschaftliche Zuverlässigkeit in den Einzelheiten und den Quellenwert dieser Studien belangt, muß gleich betont werden, daß dem Verfasser in den letzten zwei Jahrzehnten nur selten andere Quellen, als die Nachrichten der Tagespresse zur Verfügung standen. Es ist daher wohl möglich, daß die Geschichtsforschung Bajzas Standpunkt vielleicht in belanglosen Einzelheiten korrigieren wird müssen, aber auch dann wird der wahre Kern seiner historischen Erkenntnis immer lebendig bleiben. Für den Historiker wird dieses Buch auch dann eine Fundgrube aufschlußreicher Gedanken zur Beurteilung der kroatischen und serbischen Frage

sein und als eine zu weiteren Forschungen anregende Lektüre dienen. Es ist nur zu bedauern, daß der Herausgeber dem Leser in dieser Hinsicht gar wenig entgegenkommt. Da B a j z a nämlich seine Artikel fast immer unter dem Eindruck der Tagesereignisse geschrieben hatte, durfte er manches für seine damaligen Leser als bekannt voraussetzen, aber die Nachrichten der Tagespresse gerieten im Laufe mehrerer Jahrzehnte meistens in Vergessenheit und so wird der heutige Leser den Zusammenhang oft vermissen und manche feinere Anspielung nicht verstehen. Diesem Mangel abzuhelfen, wäre die Aufgabe des Herausgebers gewesen. Das ganze Buch als zusammenhängende Lektüre hätte durch einige, noch so sparsam angebrachte Fußnoten, oder durch einen verbindenden Text viel gewonnen. In dieser Form aber bleibt es leider nur eine Sammlung in chronologischer Reihenfolge zusammengestellter, aber nicht organisch zusammenhängender Einzelstudien.

L. Hadrovics.

CARLO TAGLIAVINI: *Sugli elementi italiani del croato*. Roma, 1942. Reale Accademia d'Italia. S. 377—454. 8°. (Sonderdruck aus „Ita-

Die vorliegende Studie ist in einem Sammelbände erschienen, auf den wir zwar in unserer Zeitschrift noch zurückzukommen wünschen, aber wir heben sie wegen ihrer Wichtigkeit auch besonders hervor, denn sie ist unseres Wissens die erste Arbeit, welche die italienischen Elemente der kroatischen Sprache zusammenfassend behandelt. Trotz des beschränkten Umfanges löste Verf. seine Aufgabe, den Einfluß der italienischen Sprache auf die kroatische in einer auch für die breiteren Kreise zugänglichen Form darzustellen, in einer Weise, die seine Arbeit weit über die Rahmen eines gemeinverständlichen Aufsatzes hinausgehen läßt. Gerade dieser Umstand veranlaßt uns, dieser Studie unsere gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als Quellen benutzte Verf. die einzelnen von kroatischen und italienischen Forschern herrührenden Beiträge zur historischen und modernen kroatischen Dialektologie. Diese Monographien, besonders die gründlichen Arbeiten M. Rešetars, obwohl sie einen Dialekt oder die Sprache eines Schriftstellers meistens vom Standpunkt der Slawistik behandeln, bieten oft wertvolles Material auch für die Lehnwortkunde. Zur Bestimmung der geographischen Verbreitung und der Zeit der Übernahme der einzelnen Elemente diente dem Verf. das historische Wörterbuch der kroatischen Akademie als Hilfsmittel.

Das auf diese Weise eingesammelte beträchtliche Material konnte auf dem beschränkten Raum natürlich nicht eingehend behandelt werden, sondern mußten die bezeichnendsten Beispiele ausgewählt und das übrige mit kluger Ökonomie weggelassen werden. Verf. ging dabei vom Grundsatz aus, der Einfluß einer Sprache auf eine andere könne am besten an den schwer lehnbaren Wortgattungen: Adjektiven, Ad-

verbien, Interjektionen und Zeitwörtern abgemessen werden, da in je größer Zahl solche in der beeinflussten Sprache vertreten seien, auf eine umso tiefgreifendere Beeinflussung gefolgert werden könne. Er begnügte sich daher für die entlehnten Hauptwörter nur mit allgemeinen Hinweisen über ihre Anzahl, Verbreitung und logische Zugehörigkeit (Militär, Kirche, öffentliches und privates Leben usw.), um die anderen Wortgattungen eingehender zu behandeln. Im Sinne dieses an sich richtigen Grundsatzes schloß er aber leider gerade die reichste Schicht der Entlehnungen aus, die von der kulturellen Bedeutung der sprachlichen Berührungen doch am klarsten zeugt. Unter den Eigenschaftswörtern und besonders den Zeitwörtern behandelt er dagegen mehrere, weniger bedeutende, erst in jüngster Zeit übernommene Elemente (z. B. *incatramare*, >*katramät*, *imbalsamare*, >*balsamät*)¹ die sich mit den viel älteren substantivischen Entlehnungen (z. B. mit der kirchlichen Terminologie) an kulturgeschichtlicher Bedeutung doch nicht messen können.

Außerdem bieten die vom Verf. behandelten Wortgruppen ein nicht ganz richtiges Bild von der geographischen Verbreitung der italienischen Elemente auf dem kroatischen Sprachgebiete. Nach diesen Ausführungen wäre man geneigt zu glauben, italienische Elemente seien in bedeutenderer Zahl bloß auf den adriatischen Inseln und am schmalen Streifen des dalmatinischen Küstenlandes zu finden, was den tatsächlichen Grenzen dieser Entlehnungen doch nicht entspricht. Verf. hat fast gänzlich den kajkavischen Dialekt außer Acht gelassen (mit Agram und Warasdin als kulturellen Mittelpunkten), hinsichtlich dessen zwar das akademische Wörterbuch den Forscher gänzlich im Stiche läßt, für den aber alte Wörterbücher und auch mehrere moderne Monographien zur Verfügung stehen. Hier sei bloß auf die Beiträge von V. Jagić und F. Fancev verwiesen, in denen die Sprache alter kajkavischer Schriftsteller eingehend behandelt wird und auch die fremden Elemente zusammengestellt sind (vgl. Archiv f. sl. Phil. XXXI—XXXIII.). Außer einer beträchtlichen Menge von Substantiven kommen auf diesem Gebiete auch zahlreiche, in die vom Verf. behandelten Gruppen gehörende Elemente vor, so z. B. die Eigenschaftswörter *kontent* (<*contento*), *seguren*, *sekuren* (<*sicuro*), *škur* (<*scuro*, 'opacus' belegt auch in Habelić's Wörterbuch, mit der Weiterbildung *škurina* 'opacitas') oder die Zeitwörter *bartuvati* (<*barattare*), *fundati se* (<[/af]fondare), *kaniti* (<*ingannare*), *kaštigati* (<*castigare*), *menkati* (<*mancare*, mit Anlehnung an kajk. *menji* 'kleiner, weniger'; die štokavische Form ist *manjkati*), *peljati* (<*pigliare*), *štampati* (<*stampare*), *štentati* (<*stentare*), *štimati* (<*stimare*), *tentati* (<*tentare*), die bis zur Nordgrenze der Kajkavština verfolgt werden können. Eine andere Bewandnis hat es

¹ Beide Zeitwörter beruhen eher auf *catramare*, *balsamare* ≈ *balsimare*, als auf den mit Präfix versehenen häufigeren Formen.

mit den italienischen Elementen in Bosnien und Slawonien. Infolge der seelsorgerischen Tätigkeit der Franziskaner bürgerte sich in diesen Provinzen mit der italienischen Rechtschreibung auch die kirchliche Terminologie und der Gebrauch der Taufnamen in italienischer Form ein. Diese Erscheinungen verbreiteten sich dann mit der kroatischen Diaspora nördlich nach Südungarn, ja sogar hinauf bis Ofen. Die Bearbeitung dieser Elemente würde jedoch eine besondere Studie erfordern.

Mit der geographischen Verbreitung der italienischen Elemente hängt das Problem ihrer Lautform eng zusammen. Auch beim oberflächlichen Zuschauen bemerkt man gleich, daß die verschiedenen kroatischen Lautformen eines auf einem größeren Gebiete belegten Lehnwortes entweder auf die Verschiedenheit der italienischen Dialekte zurückgehen, oder dem Unterschied zwischen der italienischen Schriftsprache und den Dialekten entsprechen. Wie Verf. bemerkt, ist z. B. die der ital. Schriftsprache entstammende Form *djirati* (<*girare*) eine von gleichbedeutendem *zirat* unabhängige Entlehnung, denn diese letztere Form geht auf venezianisch *zirar* zurück. Es ist nur zu bedauern, daß der Verf. seine, durch dieses Beispiel bloß angedeutete Meinung (S. 450) nicht systematisch ausgeführt hat, oder wenigstens in einer grammatischen Zusammenfassung die Lautverhältnisse nicht eingehender erklärt hat. Es wäre dem Slawisten nur sehr zugutegekommen, den romanistischen Hintergrund von Dubletten wie *kapac* ~ *kapač* (<*capace*), *džiloz* ~ *jelož* (<*geloso*), *skur* ~ *škur* (<*scuro*) usw. von einem der hervorragendsten Kenner der italienischen Dialekte erklärt zu wissen.

Was nun die einzelnen vom Verf. behandelten Elemente anlangt, seien da einige, teilweise die Zeit ihres ersten Auftretens, teilweise ihre Herkunft und Lautform betreffende Bemerkungen erlaubt:

S. 402. *delikatan* soll beim aus Südungarn stammenden serbischen Schriftsteller *Obrađović* (XVIII. Jh.) nicht als ein italienisches, sondern eher als ein durch deutsche Vermittlung übernommenes französisches Lehnwort erklärt werden.

S. 409.: *humiljen* (richtig *umiljen*) ist in der Bedeutung 'humilis' bloß beim Lexikographen *Micaglia* belegt und auch bei ihm nur einmal, es wird daher kaum auf it. *umile* zurückgehen, denn dies hätte im Kroatischen **umio* (vgl. *impossibile* > *imposibio*) oder höchstens **umilan*, aber keineswegs *umiljen* ergeben. Es ist daher wahrscheinlicher, daß *Micaglia* diese Bedeutung mit Anlehnung an lat. *humilis* (daher auch das *h* im Anlaut) selbst falsch konstruiert hat. Das Wort kommt übrigens in gleicher Form, aber mit anderer Bedeutung bereits im altkroatischen Mariengebete von Sebenico (*Šibenska molitva* XIV. Jh.) mehrmals vor, z. B. *O humilena diuo marie!* (*Starine* XXXIII, S. 573 ff.).

S. 419. 424, 430. Die Zeitwörter *adoravati* (<*adorare*), *kantati* (<*cantare*), *disputati* (<*disputare*) dürften auch unmittelbar aus dem

Kirchenlatein erklärt werden, vgl. besonders ung. *kántál*, *disputál*, die auf gleiche Quelle zurückgehen.

S. 445. *štampati* (<*stampare*), ist zwar bei Micaglia (1649) lexikographisch belegt, aber es kommt bereits im XVI. Jh. auf den Titelblättern der ältesten kroatischen Druckwerke vor.

S. 452. *terasa* dürfte in dieser Form kaum neben it. *terrazza* gestellt werden, besonders da im Kroatischen auch die Form *taraca* vorkommt; eher könnte an eine jüngere Entlehnung aus dem Deutschen gedacht werden.

Die vorliegende Studie ist zwar — wie bereits erwähnt — in erster Linie nicht für Fachleute, sondern für weitere Kreise bestimmt, aber ihre Ergebnisse sind auch für die wissenschaftliche Forschung außerordentlich wertvoll, da sie besonders für die, in der kroatischen Philologie ziemlich vernachlässigten etymologischen und wortgeographischen Studien manche Anregung bieten. Der Verfasser dürfte die Slawistik zum aufrichtigen Danke verpflichtet, wenn er die Ergebnisse seiner Forschungen den Fachleuten in einer größeren, durch die Gedrängtheit der volkstümlichen Darstellung nicht beeinflussten Arbeit zugänglich machen möchte.

L. Hadrovics.

I. COTEANU: *Prima listă a numelor românești de plante*. Societatea Română de Linguistică. Seria II. Studii 1. București, 1942. 38 S. 8°.

Die im Mai 1939 gegründete „Societatea Română de Linguistică“, die unter der Leitung A. Rosetti's und anderer vorzüglicher Sprachforscher zur führenden Rolle in der rumänischen Sprachwissenschaft berufen ist, bietet gleich in ihrem ersten Verlagswerk¹ die kritische Ausgabe eines solchen rumänischen Sprachdenkmals, welches das Interesse der ungarischen Wissenschaftler des XVIII. Jahrhunderts für das Rumänische ins richtige Licht rückt. Josef Benkő, der bekannte Verfasser der *Transsylvania* (1778), stellte im II. Bd. des *Magyar Könyvház* (S. 407—432.) eine interessante botanische Nomenklatur, mit dem Titel „Nomina vegetabilium“, zusammen, in der er den lateinischen, ungarischen und rumänischen Namen mehrerer hundert Pflanzen aufzeichnete. Da dieses das erste derartige rumänische Werk ist, können wir auch auf diesem Gebiet mit dem Bahnbrechungsversuch eines ungarischen Wissenschaftlers rechnen.² Benkő's Wortverzeichnis erntete

¹ Gleichzeitig ist Iorgu Iordans Erinnerung an N. Drăganu, als der I. Bd. der I. Serie des SRL. „Memorii“ betitelt, erschienen. Dieser Aufsatz ist aber eher eine pietätvolle Denkrede, als die kritische Bewertung von Drăganus Wirksamkeit.

² Vgl. über andere ähnliche Anregungen L. Gáldi: *Az erdélyi magyar tudományosság és a kolozsvári egyetem hatása a román tudományra* (Die Wirkung der ungarischen Gelehrsamkeit in Siebenbürgen und der Universität von

einen dauernden Erfolg: P. Sigerius, ein sächsischer Apotheker hat 1791 daraus geschöpft,³ ebenso später auch Georg Sinkai, M. Fuss, T. Cipariu und schließlich Z. C. Pantu, der Spezialist der rumänischen Pflanzennamenkunde,⁴ so daß Benkö's Zusammenstellung zum Ausgangspunkt einer langen wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung wurde.

Es war also in jeder Beziehung richtig, daß Coteanu dieses oft neugedruckte und erweiterte Wortverzeichnis in seiner ursprünglichen Form leicht zugänglich machte. Er erklärte auch die wichtigsten dialektischen Eigentümlichkeiten Benkö's in einer kurzen sprachwissenschaftlichen Einführung, die er der Textmitteilung vorangehen ließ. Er hat aber einzelne Formen weder hier, noch in den Fußnoten des Textes erklärt und so ist es der Mühe wert, seine lakonischen Erläuterungen stellenweise zu ergänzen.

Coteanu spricht (S. 9.) von einem $u \sim o$ -Wechsel (alternanță) im Zusammenhang mit den Formen wie *bombak* (heute *bumbac*). Richtigerweise hätte man auf den Begleitumstand hinweisen sollen, daß bei Benkö latinisierte Schreibweisen (vielleicht schon unter dem Einfluß der im Jahre 1780 erschienenen Grammatik Kleins) sehr häufig vorkommen. Eine Form wie z. B. *fromosze* (*frumoase*), die Coteanu zitiert, zeigt keinen Vokalwechsel auf, sondern ist einfach eine rücklatinisierte Variante. In diese Kategorie gehört auch die aus der Einleitung fehlende Form *Domnu zeu* (482), die unter dem Einfluss des lat. *Dominus Deus* entstanden ist. Auf der selben Seite fehlt von den Beispielen des durch *a* wiedergegebenen (bzw. dazu reduzierten) Doppellautes *oa* das Wort *csári* 427 (vgl. *cioară* 'Krähe'). Diese reduzierte Lautform ist übrigens auch in einige ungarische Mundarten Siebenbürgens übergegangen (z. B. *csará* oder besser *csára* in Ördöngösfüzes, Kom. Szolnok-Doboka, J. Márton, Magyar Nyelv, XXXVII. S. 207 und dazu L. Gáldi, ebda, S. 359).

S. 10.: Der rumänische Name des „triticum repens“ ist nicht nur das eine palatalisierte Abänderung zeigende *ptyir*, sondern auch *pir* (46), was der Erwähnung wert gewesen wäre.

S. 13.: *Salis*, der rumänische Name der „Salvia officinalis“ (vgl. *sályá* Salbei Nr. 19), ist wohl kaum richtig; unserer Meinung nach dürfte in der Handschrift *Salie* stehen und das *s* ist offenbar ein Druckfehler vgl. Lex. Bud.: *Salie* und in unserem Wortverzeichnis 17: *Selje*, 20: *Sálje*. Ebenso wird 87: *Otya bóuluj* anstatt des zu erwartenden *ótyu bouluj*

Kolozsvár auf die rumänische Wissenschaft), in *Erdély magyar egyeteme* (Die ungarische Universität Siebenbürgens). Kolozsvár, 1941. S. 285. ff.

³ Verzeichnis der in Siebenbürgen wildwachsenden Pflanzen. Siebenbürg. Quartalschrift. II. (1791).

⁴ Sein Werk (*lantele cunoscuta poporului român*) ist auf diesem Gebiet bis auf den heutigen Tag alleinstehend.

{das Auge des Ochsen) ein bloßer Druckfehler sein, vgl. Lex. Bud. S. 459: *Ochiul boului*.

S. 16.: Zum rumänischen Namen des „Verbascum thapsus“ (93.: *Kaptalan de cse gálbin* — király-gyertya 'Königskerze') sind auch 401. *Kaptalan* (in der Bedeutung „Tataria hungaria“) und 492. *Káptalan de cse mára* (als „Tussilago petasites“) zu zitieren. Das richtige ungarische Etymon der drei Namen (ung. *káptalan*) hat L. Tamás bestimmt (*Der dynamische Wortakzent der ungarischen Lehnwörter im Rum. Bull. Ling. II. S. 52.*).

S. 20.: In unserem Wortverzeichnis entspricht dem „Lichen pulmonarius“ (Lungenmoos) im Rumänischen *Muszt de lemne* d. h. *muschiu de lemn* (598). Laut des Verlegers „calc. după maghiară, unde fa însemnează și 'lemn' și 'arbore'“. In diesem Zusammenhange wäre es der Mühe wert gewesen, all die Angaben zu sammeln, in denen *lemn* (lignum) nicht nur in der Bedeutung von 'Holz', sondern auch in der von 'Baum' vorkommt: hierher gehören noch *fehér eper-fa* ~ *Frád's de lemn alb* (535) und *fekete eperj-fa* ~ *Frád's de lemn nyegru* (536). Es ist nicht ohne Interesse, daß I. Gorun diesen Hungarismus nach mehr als hundert Jahren wiedergefunden hat, und zwar in der Sprache der rumänischen Zeitungen von Nagyvárad (*Știi românește?* 1911, S. 13, vgl. L. Gáldi: Magyar Nyelv, XXXVII, S. 150, Tiktin: Rum. — Dtsch. Wb. s. v.).

S. 25.: Das *o* im rumänischen Namen des Majorans: *magyorán* (375) entstand offenbar unter dem Einfluss des ungarischen *majoránna*. Unsere Ausgabe unterläßt es auch darauf hinzuweisen, daß der rumänische Name des „Fumaria officinalis“ (*Földi füst-fü* 'Erdrauch'): *Fumu pamuntului* (429), eine Lehnübersetzung ungarischer oder deutscher Herkunft ist. Wir können hingegen nur schwer annehmen, was der Verleger über *Cárdó Májkéj precsezte* (475), den rumänischen Namen des „Cardus marianus“ (Boldog aszszony [!] tenyere 'Mariendistel') lehrt: nach ihm sollte diese Benennung mit dem ungarischen Wort *kard* (Schwert) im Zusammenhang stehen und eine Volksetymologie sein, da „es sich um eine distelartige Pflanze handelt“ (din familia spinului). Da dieses Wort *cárdó* im Rumänischen immer dann vorkommt, wenn im Lateinischen *carduus* steht, bin ich der Meinung, daß es richtiger sei, seine Abstammung aus dem letzteren herzuleiten. Wir hätten es hier also mit einem Buchwort zu tun (vgl. *Carduus benedictus* — *Cárdó szántó*, 509, wo *szántó* kein ungarisches Wort ist, wie es der Herausgeber meint, sondern eine magyarisierte Schreibweise des rumänischen *sânt* (*sfânt*) 'heilig', das dem lateinischen Beiwort *benedictus* entspricht; der rumänische Name ist also *cardu' sânt*. Dies umso mehr, da der latinisierte Sprachgebrauch der Siebenbürger Trias statt des slawischen *sfânt* (<světi) die dem Lateinischen ähnlichere Lautform *sânt* zu verallgemeinern suchte.

S. 29.: Zu *endidi*, dem rumänischen Namen der Endivie vgl. die dem Griechischen entstammende Variante *andidie* (L. Gáldi: *Mots d'origine néo-grecque en roumain*, 1939, S. 147.).

Die Entscheidung der Frage, ob das Wortverzeichnis Benkő's wirklich einen Einfluss auf das „Lexicon Budense“ (1825) ausübte, wie es E. Pop und A. Borza behaupten,⁵ oder — wie es Coteanu meint — weder Benkő, noch Sigerus auf das erste im Druck erschienene rumänische Wörterbuch gewirkt hätten, wäre von wissenschaftsgeschichtlichem Standpunkt aus sehr wichtig. Was uns anbelangt, sehen wir Coteanus Zweifel nicht begründet. Das aus dem Ungarischen falsch abgeleitete *cárdó* erklären die Angaben des Lex. Bud.: *cardu* 'Centuria benedicta vel carduus benedictus' und *Cardu săntei Măriei* 'Carduus Marianus' restlos, und auch sonst spricht, in vielen Fällen, der genauere Vergleich unbedingt für den Einfluss des fraglichen Wortverzeichnisses. Leider hat Coteanu dem Lex. Bud. wenig Aufmerksamkeit gewidmet (siehe dennoch S. 25. No 357.); wenn er genauere Vergleiche gemacht hätte, würde er gewiß bemerkt haben, daß das Lex. Bud. nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Synonym-Gruppen übernommen hat. Wenn die „Trapa natans“ bei Benkő drei Übersetzungen hat (Csuline, Nuka de lák und Cásztáne de lák, 62—64), so kann es doch kein Zufall sein, daß man im Lex. Bud. dieselben drei Benennungen findet (Castană de lacu, ciulină und nucă de lacu). Die „Pimpinella saxifraga“ (Pimpernelle) ist nicht nur bei Benkő *petreselj de kimp* und *pimpinelle* (163 4), sondern auch im Lex. Bud. *pimpinelă* und *petrinjelu de câmpu*. Der rumänische Name *póre* (184) des „Allium porrum“ ist nicht unbedingt die Übernahme des deutschen *Poree*, wie es der Herausgeber behauptet, da auch die ungarische Benennung *póre*, die z. B. im Lex. Bud. zu finden ist, hier in Frage kommen dürfte. Zu *diptam* (244), dem rumänischen Namen von „Dictamus“ ist die Angabe *diptan* des Lex. Bud. in Betracht zu ziehen und selbst zur Benennung des „Symphytum officinale“ (Schwarzwurzel): *járbelutátje* paßt die Angabe *érba lui tatinu* des Lex. Bud. All dies zeugt dafür, daß wir das große lexikographische Werk der siebenbürgischen Schule keinesfalls von Benkő's Wortverzeichnis trennen dürfen; die Angaben des Lex. Bud. bieten, eben durch die oben erwähnte enge Filiation, in manchen Fällen wertvolle Erklärungen, Verbesserungen und Ergänzungen.

L. Gáldi.



⁵ Vgl. E. Pop: *Cei dintâi culegători românești de plante. Țara Bârsei*, II (1930); A. Borza: *Primul dictionar de științe naturale românesc. Dacoromania*, V

Bulletin Linguistique publié par A. Rosetti. IX. Copenhague—București, 1941.

Die vorliegende Zeitschrift, die von A. Rosetti, dem vorzüglichen Bukarester Sprachwissenschaftler geleitet, seit Jahren an der Spitze der rumänischen Sprachforschung steht, erschien auch jüngstens trotz der durch den Krieg veranlaßten Schwierigkeiten mit einem reichen Inhalt. Eine ihrer wichtigsten Eigentümlichkeiten besteht, wie immer, auch diesmal darin, daß sie sich keineswegs auf die Untersuchung der eigenartigen Probleme der rumänischen Sprachforschung beschränkt, sondern sich mit völliger Sachlichkeit, auf europäischem Niveau auch über die aktuellen Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft äußert. Eugen Seidel, der seit Jahren ein treuer Mitarbeiter Rosettis ist, untersucht in seinem Artikel (*Etymologische Aufgaben und Methoden*) eine der wichtigsten Fragen der modernen Wortgeschichte. Er stellt einerseits fest, daß man die anderssprachliche Entwicklung von dem gemeinsprachlichen Grundstock immer sorgfällig trennen muß und daß man nicht jede rumänische Sonderbildung (z. B. *picior* ‚Fuss‘) unbedingt auf eine lateinische Ableitung zurückführen müsse. Andererseits wünscht er — im Geiste Schuchardts — daß die rein formelle Herleitung ein jedes Mal durch den nötigen semantischen Hintergrund unterstützt werde. Seidels Artikel gelangt gerade hier, auf dem Gebiet der Semantik, zu seinem interessantesten, obgleich vorerst noch etwas schematischen Teil, indem er die Aufmerksamkeit auf die Auffindung der semantischen Regelmäßigkeiten, bzw. auf die Gesetze des Bedeutungswandels zu lenken versucht (S. 17 ff.). Dieses Problem, das übrigens auch die früheren Sprachforschergenerationen beschäftigt hatte — in Ungarn besonders Zoltán Gombocz, dessen, auch aus prinzipiellem Gesichtspunkt hin vorzügliche *Semantik* (1926) Seidel nicht zu kennen scheint — wird vom Verf. im Geiste der „linguistique structurale“ gelöst. Seidel betont nämlich einen sehr richtigen, in dem Sinn Saussures abgefaßten Lehrsatz: „Die Meinung eines Einzelwortes ist abhängig von der Meinung all der Wörter, die ihm begrifflich nahestehen“ (S. 19). Er hebt dadurch die Wichtigkeit der Synonymenforschung hervor, worauf übrigens die Genfer Schule (besonders Ch. Bally) bereits auch hingewiesen hat. Als aber Seidel die etymologische Forschung „vorerst“ in den Hintergrund drängen will, einfach weil „das unübersehbar reiche sprachliche Material im Sinne der Feldgliederung neu zu ordnen“ (S. 23) eine dringendere Aufgabe sei, können wir ihm nicht restlos beistimmen: wir wünschen eher, daß bei einem jeden Etymon die Ursache, die, wie z. B. im Falle des Vulgärlateinischen, das Weiterleben einer gewissen Benennung und gleichzeitig das Aussterben ihrer Synonymen begründet, mehr wie bisher in Betracht gezogen werde. Es ist fernerhin erwünscht, daß man sich je eingehender mit den sekundären fremdsprachlichen

Einflüssen befasse, die im allgemeinen aus einem Superstrat oder Adstrat entspriessen, um eventuell die weitere Geschichte eines Wortes zu bestimmen.¹ Seidel selbst liefert Beispiele für die in diesem Sinn aufgefaßten wortgeschichtlichen Forschungen. In Verbindung mit einem seiner Beispiele (*a plăcea*) müßte man jedoch außer den Dativ regierenden Wendungen, auch jene in Betracht ziehen, die den Accusativ regieren (wie z. B. *și el o place, hotărit că o place* ‚auch er liebt sie, er liebt sie gewiß‘ I. Slavici, bei I. Breazu: *Povestitori ardeleni și bănățeni până la unire*. Klausenburg, 1937. S. 174). Solche Wendungen scheinen von der Rektion des lateinischen Zeitwortes durchaus fremd zu sein.

G. Strakas Abhandlung, welche die oft erörterte Frage der wissenschaftlichen Unterscheidung von Selbst- und Mitlauten aufs Tapet bringt (*Voyelle et consonne*, S. 29 ff.) kann Anspruch auf ein allgemeines wissenschaftliches Interesse erheben. Sie ist gewissermaßen eine Reaktion gegen die von Saussure vertretene „aperture“-Theorie, die eigentlich die Grenze zwischen den beiden traditionellen Kategorien der Laute verwischt hatte. Straka bricht hier, auf Bogorodickij und Chlumský gestützt, wieder neben der genauen Unterscheidung die Lanze und beweist, daß die Artikulation der beiden Lautarten ganz und gar eine entgegengesetzte ist. Die eigentümlichen Konzepte der Konsonanten sind „rapprochement des deux mâchoires et par là un rétrécissement du canal buccal“, bei den Vokalen sind hingegen die charakteristischen Merkmale: „éloignement des deux mâchoires et élargissement du canal“. Dies ist also eine Rückkehr zur bekannten Daulität Techemers (Mundöffner und Mundschließer), oder noch mehr zur Auffassung, die der große ungarische Sprachforscher Nikolaus Révai schon am Ende des XVIII. Jahrhunderts verkündete, als er die Vokale *tátó* (d. i. „Mundöffner“) nannte.²

In diesem Bande nimmt übrigens, wie in den meisten heutigen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen, die Wortforschung einen Ehrenplatz ein.

Ingeborg Seidel—Slotty untersucht, auf Grund eines etwas spärlichen Materials, gewisse wortwiederholende Wendungen der rumänischen Sprache (*Etymologische Formeln und Figuren im Rumänischen*) und B. Cazacu prüft jene Angaben des Rumänischen Sprachatlasses, die sich auf die Begriffe ‚Leber‘ und ‚Lunge‘ beziehen. Über die Bedingungen, die zur Verbreitung des aus dem Ungarischen stammenden *maiu* ‚Leber‘ (<*máj*) mitgebracht haben, finden wir leider keinen Ausblick, auch fehlen hier gänzlich die älteren Angaben, obgleich dieses Wort schon 1801 im Wörterbuch S. Kleins auf-

¹ Vgl. M. Bartoli: *Substrato, superstrato, adstrato*. Ve Congrès International des Linguistes. Bruxelles. 28 août—2. sept. 1939. Extrait des rapports.

² s. Gombocz Zoltán *Összegyűjtött Művei* (Gesammelte Werke v. Zoltán Gombocz). Budapest, 1940. II. 1. S. 7.

taucht: *Măiu* (Ficat) *jecur*, *Hepar*, S. 339, vgl. Lex. Bud. 369.

Aus den wortgeschichtlichen Forschungen Iorgu Iordans (*Notes de lexicologie roumaine*, S. 53 ff.) ergeben sich wertvollere Resultate. Der ausgezeichnete Professor von Jassy, der die Bearbeitung des von ihm gesammelten Materials fortsetzt (vgl. *Bul. Philippide*, VI, S. 150 ff. und VII—VIII. S. 224 ff.), wirft auf die Geschichte vieler wenig bekannter rumänischer Wörter und Ausdrücke ein helles Licht. Die große Vitalität des türkischen *-giu* Suffixes im heutigen Sprachgebrauch (vgl. *halagiu*, *declamagiu*, *ieaurgiu*, *pavagiu* usw.) ist, trotz der oberflächlichen Verwestlichung, ein unzweifelhafter Beweis der weiter lebenden und wirkenden östlichen Tendenz im rumänischen Sprachgeist. Beachtenswert ist die Moldauer mundartliche Bedeutung von „boue, fange“ des Wortes *heleşteu* (< ung. *halastó* ‚Weiher‘; im XVIII. Jahrhundert auch in gräzisierte Form *χλιοστέον*).³ Das im Sinne von ‚schlimmes Kind‘ gebrauchte *iritic* (S. 64) entwickelte sich wirklich genau so, wie siz. *réticu*; es wäre jedoch der Mühe wert gewesen zu bemerken, daß dieses Wort in einer rückitalianisierten Variante (*rético*) auch in der Literatursprache vorkommt (vgl. Pirandello: *Il libretto rosso, Novelle per un anno*. XII. S. 31).

Rosetti selbst, als Leiter der Zeitschrift, veröffentlicht zahlreiche kleinere und längere Mitteilungen und liefert in einer jeden den Beweis seines umfangreichen Wissens und seiner methodischen Sorgfalt. Sein Aufsatz *Sur quelques termes du daco-roumain relatifs à la propriété terrienne* (S. 70 ff.), in dem er — jedem anderen Ableitungsversuch entgegen — die ungarische Abstammung des Wortes *răzeş* (vgl. *részes*) verteidigt und dadurch ein wichtiges Moment der ungarischen Kulturarbeit jenseits der Karpaten anerkennt, ist ein schönes Beispiel der wissenschaftlichen Objektivität. Im Falle des Wortes *megiaş*, wo er auf Grund phonetischer Beweisgründe nicht entschlossen zwischen dem ungarischen und slawischen Etymon wählen kann, ist er jedoch vorsichtiger; eine gründlichere Untersuchung der historischen Umstände würde trotzdem aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier zu Gunsten der ungarischen Herkunft entscheiden. Nicht weniger interessant ist Rosettis anderer Artikel (*Slavo-romanica*), der die Beweisgründe G. Reichenkrons, die sich auf die angebliche dako-slawische Sprache beziehen, mit vorzüglicher Geistes-schärfe widerlegt. Er findet z. B. im Zusammenhang mit der Benennung *zapor* die Annahme eines „dako-slawischen“ **zaporī* für überflüßig, da das von Reichenkron nicht angeführte bulgarische *zapor* eine vollkommen befriedigende Erklärung bietet. Er weist auch die von Reichenkron angenommene dako-slawische Urform **moli* (vgl. *moalele capului*) zurück und erklärt dako-slav. **pleşugū* (in Zusammenhang mit *pleş*, *pleşug*) für ebenso unbegründet. Nach Ro-

³ Über die gräzisierte Form vgl. L. Galdi: *Mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des Phanariotes*. Budapest, 1939. S. 19.

settis Meinung ist es offenbar, daß „M. Reichenkron ne fait pas état du travail de ses devanciers“. Bemerkenswert ist auch die Schlußfolgerung des Verf.: „Nous pensons avoir démontré qu'il n'était pas possible de suivre M. Reichenkron dans son raisonnement. Aussi bien, l'existence du groupe daco-slave ressuscité pour une durée éphémère, n'est pas près d'être prouvée“ (S. 97). Diese Feststellung gilt auch für eine der letzten Abhandlungen E. Gamillschegs,⁴ auf die wir in anderem Zusammenhange zurückkehren werden.

Nach mehreren kleinen Mitteilungen (wie z. B. eine gute Einteilung des rum. Vokalsystems, S. 113, von A. Rosetti, und einige Bemerkungen B. O. Unbegauns über die slawo-rumänischen Sprachbeziehungen S. 103 ff.) folgt der einzige, aber wertvolle Überbleibsel der leider fehlenden kritischen Besprechungen, Eugen Seidels kurzer Artikel: *Romanisches „Völkertum“ sprachwissenschaftlich gesehen* (S. 106 ff.), der auf den Spuren von E. Glässers Studien das Problem des „romanischen Völkertums“ untersucht und geistvoll auf die inneren prinzipiellen Widersprüche dieser neuen Forschungen hinweist.⁵ Indem er solche schwer anwendbaren Phrasen, wie „reichseinheitliches Latein als stellvertretende Form der großrömischen Raumgesinnung“, „Nationalpolitische Gesinnungsgeschichte“ usw., nach denen z. B. auch einer so schwer faßbaren Lauterscheinung, wie der Pluralbildung auf -s in der westlichen Romania, auf -i in der östlichen eine „tiefengeschichtliche“ bzw. „gesinnungsgeschichtliche Bedeutung zugemessen wird“ (S. 109), verwirft, stellt Seidel richtig fest, daß eher die Kulturverwandtschaft der romanischen Sprachen zu erforschen sei. Nach seiner Meinung hat die rumänische Sprache auch deshalb ihren europäischen Charakter bewahrt, weil auf sie das Kirchenslawische einwirkte und weil „die innere Form des Kirchenslawischen von demselben Griechisch her beeinflußt sein kann. das wesentliche Züge des späteren Lateins bestimmt hat“ (S. 112). Diese Feststellung weist auf eine Perspektive hin, welche die späteren Forschungen wahrscheinlicher Weise verwerten zu trachten werden, obgleich es jedenfalls über allen Zweifeln steht, daß das Altkirchenslawische, welches erst seit dem Ende des IX. Jahrhunderts besteht, nicht dieselben griechischen Anregungen aus dem *damaligen* griechischen Sprachbestand aufsaugte, aus denen einige Jahrhunderte früher die christliche Latinität geschöpft hatte.

Am Ende des Bandes lesen wir kernige zusammenfassende Berichte über die Tätigkeit der Bukarester Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft und über die weitverbreitete Orientierung, welche die Gesellschaft auch zu unseren Tagen mit lobenswertem Eifer zu pflegen bemüht ist.

L. Gáldi.

⁴ E. Gamillscheg: *Randbemerkungen zum Rumänischen Sprachatlas*. Berlin, 1941.

⁵ Vgl. auch die Besprechung I. Iordans (*Bul. Philippide*, 1940—41. S. 337 ff.).